

Psychische Gesundheit in Krisenzeiten

Schwerpunkt: Heil bleiben in einer unheilvollen Welt **Meinung:** Angesichts massiver Kürzungen gilt es, Entwicklungszusammenarbeit nicht zu überlasten, sondern zu fokussieren
Aus aller Welt: Einblicke aus dem Innern der Proteste in Kenia **Aus aller Welt:** Ein partizipativer Ansatz stärkt Dorfgemeinschaften durch Ideenwettbewerbe – in Indien wie im Kaukasus





Der Gesundheitssektor ist von den weltweiten Mittelkürzungen am stärksten betroffen.

Meinung — 5

5 Angesichts massiver Kürzungen sollten Geberländer Entwicklungszusammenarbeit nicht mit Nebenzielen überfrachten, sondern auf die Menschen vor Ort fokussieren

Heiner Janus und Tim Röthel

„Selten zuvor stand die globale Entwicklungszusammenarbeit von so vielen Seiten unter derartigem Druck.“

Heiner Janus und Tim Röthel, S. 5

Aus aller Welt — 8

8 Eine der bekanntesten Vertreterinnen der kenianischen Jugendbewegung schildert, wie sie die jüngsten Proteste erlebt hat
Shakira Wafula

12 Schwache Parteien und autokratische Präsident*innen unterminieren demokratische Strukturen in Lateinamerika
Interview mit Christopher A. Martínez

15 Dorfgemeinschaften stärken durch kooperative Ideenwettbewerbe – in Indien wie im Kaukasus
Nand Kishor Agrawal und Steffen Schüle

20 Was es für die Weltbank bedeutet, wenn die Zustimmung für internationale Zusammenarbeit bröckelt
Interview mit Axel van Trotsenburg

24 Heutzutage: Die KI-gestützte App „Ulangizi“ („Ratschlag“) hilft kleinbäuerlichen Betrieben in Malawi
Benson Kunchezera



„Präsident*innen haben eine höhere Wahrscheinlichkeit, ihre Amtszeit normal zu vollenden, wenn es starke Parteien mit Visionen für die Zukunft gibt.“

Christopher A. Martínez, S. 12

26 — Schwerpunkt — Psychische Gesundheit in Krisenzeiten

27 Psychische Probleme müssen raus aus der Tabuzone, und es braucht weltweit mehr professionelle Hilfsangebote

Maren van Treel

28 Für Simbabwe würde es sich auszahlen, mehr in psychische Gesundheit zu investieren

Derick Matsengarwodzi

31 Zu den beliebtesten Hilfsangeboten bei psychischen Problemen in Uganda zählt eine kostenlose Telefonhotline

Ronald Ssegujja Ssekandi

34 Die Klimakrise hat fatale Auswirkungen auf die Psyche von Jugendlichen im Süden Madagaskars

Roli Mahajan

37 Was hinter der legendären Resilienz junger Menschen aus Afrika steckt

Gladys K. Mwiti

40 Soziale Ächtung treibt viele geschiedene Frauen in Pakistan in Depressionen oder Einsamkeit

Mahwish Qayyum

42 Unterstützung für traumatisierte Frauen in der kurdischen Region im Nordosten des Irak

Haneen Masoud

44 Wie Kirchen und andere glaubensbasierte Organisationen mentale Gesundheit fördern

Sabine Schwirner



Titelbild: „Healing & Restorative Justice“ des simbabwischen Künstlers Kuda (siehe S. 4).

Die multiplen globalen Krisen und der Verlust traditioneller Gemeinschaftsformen belasten die Psyche vieler Menschen stark. Zugleich mangelt es an professioneller Hilfe, insbesondere in Ländern mit niedrigen Einkommen. Dort werden psychische Probleme zudem oft tabuisiert. Die gute Nachricht: Auf der ganzen Welt lassen sich bestimmte Umstände oder Eigenschaften finden, die Resilienz fördern. Dazu zählt gesellschaftlicher Zusammenhalt – Einsamkeit dagegen erhöht das Risiko für psychische Erkrankungen.



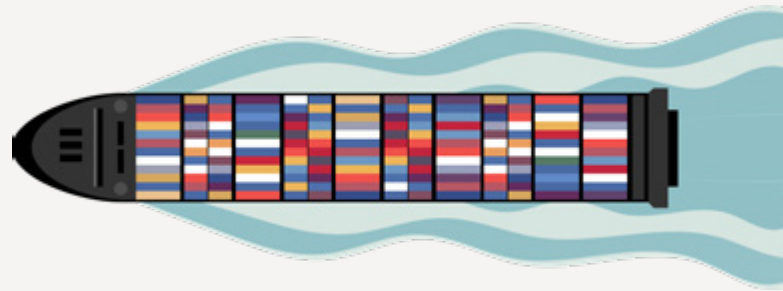
Kudakwashe Kagudu,

alias Kuda, ist ein Künstler aus Harare, Simbabwe. Das Titelbild dieser Ausgabe und das Bild am Anfang des Schwerpunktteils sind seine Werke. Seine Gemälde sind stark vom Lebenszyklus afrikanischer Gemeinschaften inspiriert und zeichnen sich durch figurativen Surrealismus aus. Er beschäftigt sich unter anderem mit Themen wie persönlicher Heilung, kulturellem Stolz und postkolonialer Identität. Blumen tauchen häufig in seinen Werken auf. Sie wachsen aus den Köpfen von Menschen, symbolisieren deren Gemütszustand und drücken bestimmte emotionale oder kulturelle Situationen visuell aus. Kuda möchte Anstöße zu persönlichem und gesellschaftlichem Wachstum geben, eine Quelle der Hoffnung und kreativen Positivität sein und das Bewusstsein der Gesellschaft um ihn herum schärfen. [Instagram: kuda.artist](https://www.instagram.com/kuda.artist)

Die gute Nachricht

Um bis 2050 eine Netto-Null-Treibhausgasbilanz zu erreichen, hat die Internationale Seeschiffahrtsorganisation (IMO) der Einführung eines globalen CO₂-Preismechanismus für Emissionen aus der Schifffahrt zugestimmt. Ab voraussichtlich 2027 sollen Schiffe, deren Emissionen über festgelegten Schwellenwerten der Kraftstoffintensität liegen, überschüssige Emissionseinheiten von effizienteren Schiffen kaufen müssen – oder Ausgleichseinheiten vom Net-Zero-Fonds der IMO.

Das Abkommen stellt sowohl einen Erfolg für den Klimaschutz als auch für die globale Zusammenarbeit dar. Obwohl sich 16 Mitgliedstaaten – mit den USA an vorderster Front – gegen den Beschluss aussprachen, reichten die 63 Stimmen dafür aus, um das rechtlich bindende Abkommen auf den Weg zu bringen. Gleichzeitig ist die IMO sowohl bei der Einhaltung des Abkommens als auch bei der Sanktionierung von Verstößen auf die Kooperation ihrer Mitgliedstaaten angewiesen.



4,2

Milliarden Dollar

So viel könnte Afrika jährlich aufgrund einer voreingenommenen und stereotypen Berichterstattung in den Medien verlieren. Diese Zahl wurde im Juli auf dem DW Global Media Forum in Bonn von Africa No Filter genannt, einer Organisation, die sich dafür einsetzt, stereotype Narrative über Afrika aufzubrechen. Die Zahl ist Teil eines Berichts über den Zusammenhang zwischen Medien, Investitionen und wirtschaftlicher Entwicklung, der im vergangenen Jahr von Africa No Filter in Zusammenarbeit mit Africa Practice veröffentlicht wurde. Der vollständige Bericht ist hier zu finden: africanofilter.org/research-reports/the-cost-of-media-stereotypes-to-africa-full-report

ENTWICKLUNGSPOLITIK

Nicht zu viel versprechen

Die weltweite Krise der Entwicklungszusammenarbeit lässt sich nicht durch Maximalversprechen im Hinblick auf die Leistungsfähigkeit dieses Politikfelds lösen. Hauptziel muss die Verbesserung der Lebensbedingungen vor Ort bleiben – eine Überfrachtung mit Nebenzielen führt oft nur dazu, dass kein Ziel mehr realistisch erreicht werden kann. Immer knappere Ressourcen zwingen Projekte ohnehin, sich thematisch zu fokussieren.

VON HEINER JANUS UND TIM RÖTHEL



Foto: dpa / Xinhua News Agency / Martin Mbangweta

Medizinische Versorgung für Kinder in Lusaka, Sambia. Der Gesundheitssektor ist von den weltweiten Mittelkürzungen am stärksten betroffen.

Das Jahr 2025 markiert eine existenzielle Krise der globalen Entwicklungszusammenarbeit. Die USA, der weltweit größte Geber öffentlicher Entwicklungsleistungen (Official Development Assistance – ODA), haben ihre Entwicklungsagentur USAID de facto abgeschafft und werden ihre Mittel voraussichtlich um rund die Hälfte reduzieren.

„Es wird deutlich,
dass China die durch
den Rückzug der USA
entstandene Lücke
nicht füllen wird.“

Auch andere große Geberländer wie Großbritannien, Frankreich, die Niederlande und Deutschland haben starke Kürzungen verkündet. Gleichzeitig hat die öffentliche Unterstützung für Entwicklungsausgaben in diesen Ländern in den letzten zwei Jahren stetig abgenommen. Selten zuvor stand die globale Entwicklungszusammenarbeit von so vielen Seiten unter derartigem Druck.

Als Reaktion auf diese existenzbedrohende Entwicklung sehen sich Politiker*innen in den Geberländern zunehmend gezwungen, die Entwicklungszusammenarbeit zu verteidigen – oft mit Maximalversprechen zum Gestaltungspotenzial dieses Politikfelds.

Eine derzeit beliebte Strategie ist es, die Kooperation mit anderen Ländern als aktive Interessenpolitik darzustellen. Entwicklungsgelder sollen wirtschaftliche und politische Interessen im Ausland durchsetzen und nebenbei noch den geopolitischen Wettbewerb gegen China und Russland gewinnen. Dieses Narrativ führt zu einer uneinlösbaren Spirale der Versprechungen, die den bereits unverhältnismäßigen Erfolgsdruck auf konkrete Entwicklungsprojekte noch weiter erhöht. Zudem zeigt die Forschungsliteratur, dass eine auf Geberinteressen fokussierte Entwicklungszusammenarbeit weniger wirksam ist, um die Lebensbedingungen der lokalen Bevölkerung zu verbessern.

Durch die drastischen Kürzungen des amerikanischen Entwicklungsbudgets sind bereits jetzt mehrere Millionen Menschen negativ betroffen, insbesondere im Hinblick auf die Gesundheitsversorgung. Ein Bericht des „Lancet“

schätzt, dass die geplanten Kürzungen bis 2030 zu etwa 14 Millionen zusätzlichen Todesfällen führen könnten, darunter rund 4,5 Millionen Kinder unter fünf Jahren. Entsprechend waren die USA in den letzten knapp 20 Jahren in etwa 50 Ländern der mit Abstand größte bilaterale Geber. Unsere grafische Übersicht zeigt die zweitgrößten Geber in diesen Ländern.

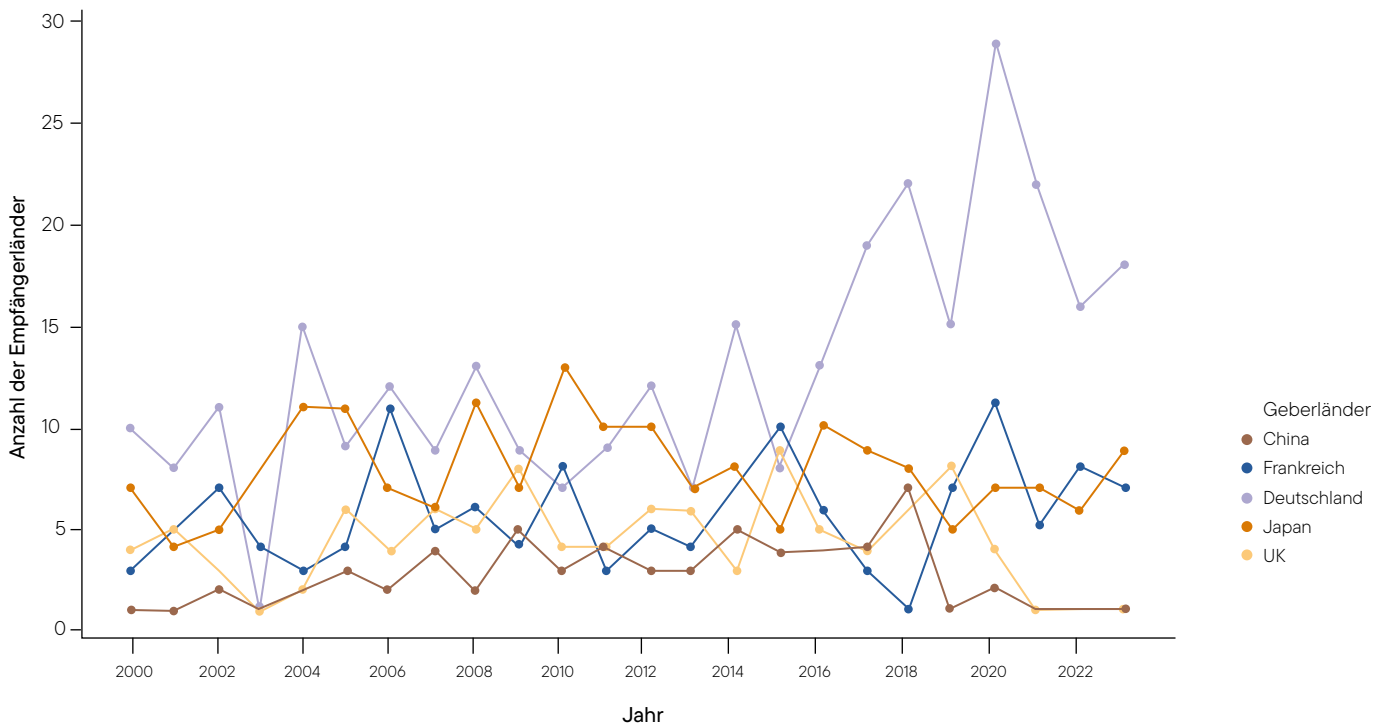
EUROPA IN DER VERANTWORTUNG

Demnach wird deutlich, dass China die durch den Rückzug der USA entstandene Lücke nicht füllen wird. Für die weitverbreitete „Vakuumtheorie“, nach der China in vielen Empfängerländern der USA bereitstünde, um entstandene „Freiräume“ zu nutzen, finden wir keine Belege. Stattdessen steht Europa zunehmend in der Verantwortung. So ist Deutschland beispielsweise seit längerer Zeit in knapp 20 dieser Länder der zweitwichtigste Geber nach den USA. Aus dieser Stellung ergibt sich zwangsläufig die Verantwortung, die durch den Rückzug der USA entstandene Versorgungslücke zu füllen.

Jenseits der akuten „Lückenfüller-Rolle“ ergibt sich für europäische Geber die Chance zu einer strategischen Neuausrichtung in zwei Schritten. Zunächst sollten Geber die Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen vor Ort wieder zum Hauptziel erklären. Der stärkere Fokus auf die Eigeninteressen der Geberländer führt dazu, dass einzelne Entwicklungsprojekte durch eine Vielzahl an Nebenzielen überfrachtet werden. Selbst kleine Entwicklungsprojekte sollen häufig nebenbei die Wirtschaftsinteressen im eigenen Land fördern, geopolitischen Einfluss ausüben, Migration adressieren und den Klimawandel bekämpfen. In der Folge ist es oft nur schwer nachvollziehbar, ob diese Form der Mittelallokation konkrete Wirkungen erzielt.

„Thematische Fokussierung
hilft dabei, knappe Mittel
zu bündeln.“

Instrumente wie Diplomatie, Sicherheits- oder Handelspolitik eignen sich besser, um nationale Interessen auf globaler Ebene unmittelbar zu vertreten. Laut der sogenannten „Tinbergen-Regel“ (benannt nach dem Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften Jan Tinbergen) führt eine fokussierte Politik zu einer effizienten Ressourcenallokation. Die Regel besagt, dass politische Ziele am besten erreicht werden können, wenn die Anzahl der verfolgten Ziele die Anzahl der verfügbaren Instrumente nicht übersteigt.



Entwicklung der Anzahl der Empfängerländer, in denen ein ausgewähltes Geberland der zweitgrößte ODA-Geber hinter den USA war. Lesebeispiel: Im Jahr 2014 war Deutschland in 15 Empfängerländern der zweitgrößte Geber hinter den USA.

Quelle: Eigene Darstellung auf Basis von Bompreszi et al. (2025) und OECD (2025).

Auf die Entwicklungszusammenarbeit angewandt bedeutet dies, dass die Verbesserung von Lebensbedingungen das Hauptziel bleiben sollte. Andere Nebenziele, wie die Förderung der eigenen Wirtschaft etwa, lassen sich durch Instrumente wie Investitionsförderungen, Exportversicherungen oder Handelsabkommen zielgerichteter erreichen als durch eine Instrumentalisierung der Entwicklungszusammenarbeit für Handelsinteressen.

Als zweiten Schritt einer Neuausrichtung schlagen wir eine stärkere thematische Fokussierung innerhalb der Projektportfolios bilateraler Geber vor. Geber können weiterhin über multilaterale Organisationen eine Vielzahl von Zwecken fördern, sollten ihre bilaterale Zusammenarbeit jedoch auf eine begrenzte Anzahl von drei bis fünf Zielen beschränken. Diese thematische Fokussierung hilft dabei, knappe Mittel zu bündeln, um das Leben der Menschen vor Ort in konkreten Bereichen nachweisbar zu verbessern. Ein weiterer Vorteil dieser Fokussierung ist eine bessere Koordination mit lokalen Partnern sowie anderen Gebern. Geberorganisationen können fundierte Fachexpertise aufbauen und Projektvorschläge evidenzbasiert auswählen. Gegenüber der Öffentlichkeit können sie ein stärkeres fachliches Profil entwickeln, um Politisierung und öffentliche Kritik zu entkräften.

Insgesamt argumentieren wir, dass eine Entwicklungszusammenarbeit, die sich auf Maximalversprechen im Sinne

einer wirtschaftlichen und geopolitischen Interessenpolitik stützt, nicht erfolgversprechend ist. Stattdessen sollten Geberländer ihre Entwicklungszusammenarbeit thematisch fokussieren, um konkrete Wirkungen für die Menschen vor Ort zu erreichen.



HEINER JANUS

ist Projektleiter und wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung „Inter- und transnationale Zusammenarbeit“ beim German Institute of Development and Sustainability (IDOS).

heiner.janus@idos-research.de



TIM RÖTHEL

ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung „Inter- und transnationale Zusammenarbeit“ beim German Institute of Development and Sustainability (IDOS).

tim.roethel@idos-research.de

PROTESTBEWEGUNG

„Mich plagen Zweifel, wie wir als Land überleben sollen“

Es ist ein Jahr vergangen, seit Kenias junge „Generation Z“ in großer Zahl wochenlang auf die Straße ging, um gegen Steuererhöhungen und das Finanzgesetz 2024 zu protestieren. Die Bewegung zog internationale Aufmerksamkeit auf sich – doch ein Jahr später hat sich in Kenia kaum etwas verändert. Im Gegenteil: Der Staat geht härter denn je gegen jede Form von Protest vor. Shakira Wafula, eines der bekanntesten Gesichter der Bewegung, schreibt hier über ihre Gedanken zur aktuellen Lage in ihrem Land.

VON SHAKIRA WAFULA



Shakira Wafula ist nach ihrer mutigen Auseinandersetzung mit der Polizei im vergangenen Jahr zu einer Ikone der Protestbewegung geworden.

Foto: Shakira Wafula

Ich ging am 25. Juni mit einer gewissen Hoffnung zur Demonstration. An diesem Tag jährte sich der Sturm des kenianischen Parlaments zum ersten Mal – der Höhepunkt der jugendgeführten Proteste gegen die Regierung im Jahr 2024. Ich hoffte, dass zumindest die Familien der Menschen, die im letzten Jahr gestorben waren, Gerechtigkeit und der Aufarbeitung ihres Verlusts einen Schritt näherkommen würden.

Wir wollten durch Nairobi marschieren und an verschiedenen Orten Blumen niederlegen, an denen Demonstrierende getötet worden waren, um ihrer zu gedenken. Ziel sollte das Parlament sein, wo wir eine Petition an den Parlamentssprecher übergeben wollten, mit der Forderung nach schnelleren Prozessen, damit Verantwortliche zur Rechenschaft gezogen und die Familien durch den Staat für ihren Verlust entschädigt werden. Die gleiche Petition wollten wir auch dem Büro des Präsidenten übergeben.

Die Polizei hatte es den Familien zunächst sehr schwer gemacht, ihre Demonstration zu planen, bevor schließlich doch angekündigt wurde, dass ein friedlicher Marsch stattfinden könne. Viele Menschen kamen an diesem Tag in die Stadt – Mütter und Väter, Angehörige der Opfer und zahlreiche Kenianer*innen, die aus Solidarität teilnahmen, trotz Straßensperren und Stacheldraht rund um das Parlament und die Regierungsgebäude.

„Ich mache
mir Sorgen
um meine
persönliche
Sicherheit und
die meiner
Familie.“

Ich begann den Tag gemeinsam mit Mama Rex und Mama Kennedy – zwei Frauen, die im letzten Jahr ihre Söhne verloren hatten – und dem ehemaligen Präsidenten des Obersten Gerichtshofs, David Maraga. Ich hoffte, dass der Staat uns dieses eine Mal erlauben würde, unsere Held*innen zu

ehren. Doch wir waren gefühlt kaum 100 Meter gelaufen, da wurden bereits Tränengaskanister auf uns geworfen, kurz darauf folgten Gummigeschosse. Auch Wasserwerfer wurden eingesetzt und schließlich scharfe Munition. Und so begann das Chaos. Ich verbrachte den Rest des Tages unter Demonstrierenden an verschiedenen Orten der Stadt, versuchte, zum Parlament zu gelangen und verletzten Menschen zu helfen, bis ich am Abend aufgab und irgendwie nach Hause fand. Nach Einbruch der Dunkelheit plünderten und zerstörten Schlägertrupps Geschäfte und griffen Frauen an, die an den Protesten teilgenommen hatten. Als ich nach Hause kam, war ich körperlich erschöpft – aber vor allem mental und emotional am Ende.

Mindestens 19 Menschen wurden an diesem Tag getötet. In den darauffolgenden Tagen half ich den Opfern, sprach Angehörigen mein Beileid aus – und forderte, wie immer, Gerechtigkeit.

SABA SABA

Fast sofort begannen die Diskussionen über den 7. Juli – Saba Saba. Die ursprünglichen Saba-Saba-Proteste am 7. Juli 1990 waren ein Schlüsselmoment für die Einführung der Mehrparteiendemokratie in Kenia. Bis heute gehen Kenianer*innen am 7. Juli („Saba“ heißt sieben auf Kiswahili) auf die Straße, um für ihre Rechte zu demonstrieren. In diesem Jahr waren die Spannungen im Vorfeld des Jahrestages so hoch wie nie.

Ich entschied mich bewusst, fernzubleiben. Wir mussten uns besser organisieren. Ich hatte das Gefühl, dass der Verlust von Menschenleben, die Verletzungen und die Zerstörung zu groß geworden waren – und dass der Staat wiederholt gezeigt hatte, dass er bereit ist, uns mit unbegrenzter Brutalität zu behandeln. Am Abend des 3. Juli betrat ich mein Haus und verließ es nicht mehr bis zum Morgen des 9. Juli.

Ich verfolgte passiv online, wie Menschen Pläne für Saba Saba schmiedeten, während ich zu Hause für meine geistige Gesundheit und die Rettung meines Landes betete. Ich versuchte, mir eine Auszeit zu nehmen, mich auszuruhen und nicht produktiv zu sein. Der 7. Juli kam – und der Staat geriet in Panik. Die Stadt wurde praktisch abgeriegelt. Es war fast schon komisch, als Reaktion auf eine Gruppe unbewaffneter junger Leute. „Heute wird niemand sterben“, dachte ich – bis wir online Videos sahen, wie die Polizei in Kleinstädten und Wohnvierteln im ganzen Land Angst und Schrecken verbreitete.

Ein Familienmitglied betreibt eine kleine Privatklinik in der Stadt Ngong. An diesem Tag wurden dort zwölf Menschen mit Schussverletzungen eingeliefert, selbst die Sanitäter*innen waren traumatisiert von dem, was sie erlebten. Bis zum Abend war die Zahl der Toten auf 30 gestiegen – Mitte

Juli lag sie bei mindestens 42, weil weitere Opfer ihren Verletzungen erlegen sind.

AUTOPILOT-MODUS

Seitdem laufe ich fast im Autopiloten. Ich mache mir Sorgen um meine persönliche Sicherheit und die meiner Familie. Ich habe das Gefühl, nicht so für meinen Sohn da sein zu können, wie ich es gerne wäre. Ich bin müde und will manchmal einfach aufgeben. Ich bin mir nicht sicher, was wir als Bürger*innen noch tun können, um die dringend nötigen Veränderungen in unserem Land schneller und mit weniger Schaden herbeizuführen. Vor Kurzem bin ich offiziell dem politischen Komitee der Präsidentschaftskampagne des ehemaligen Obersten Richters Maraga beigetreten. Während ich mich in meine neue Rolle einfinde, werde ich von Zweifeln geplagt, wie wir als Land bis 2027 – bis zur nächsten Wahl – überleben sollen.

Seit letztem Jahr hat sich vieles verändert. Es wirkt heute klarer denn je, dass die Regierung beschlossen hat, ihrer überwiegend jungen Bevölkerung den Krieg zu erklären. Die Zahl der Toten durch staatlich sanktionierte Gewalt steigt weiter. Menschen verschwinden spurlos. Seit dem letzten Jahr wurden Leichen mit ungeklärter Todesursache auf Müllhalden, in Flüssen und an anderen Orten im ganzen Land gefunden.

Laut der unabhängigen Polizeiaufsichtsbehörde IPOA sind in den vergangenen Monaten mindestens 20 Menschen in Polizeigewahrsam gestorben – darunter der Lehrer und Blogger Albert Ojwang, der aus seinem Zuhause entführt und auf eine Polizeiwache in Nairobi gebracht wurde, weil er online einen Polizeichef kritisiert hatte.

Mitte Juli wurde Kenias prominentester Aktivist, Boniface Mwangi, aufgrund erfundener Anschuldigungen verhaftet. Bonifaces Bekanntheit lenkt nun viel Aufmerksamkeit auf seinen Fall, doch viele weitere junge Menschen – darunter auch Minderjährige – werden seit Wochen in kenianischen Gefängnissen festgehalten. Viele von ihnen sind wegen Terrorismus angeklagt, und ihre Kautionshöhe wurde so hoch angesetzt, dass ihre Familien sie unmöglich aufbringen können. Ich helfe derzeit bei der Koordinierung einer landesweiten Spendenaktion, um Anwälte zu finden, die pro bono arbeiten, und um die Kautionshöhe zu bezahlen.

SCHIESSEN, UM ZU TÖTEN

Boniface Kariuki wurde bei einem Protest gegen Polizeigewalt wegen des Verkaufs von Masken auf offener Straße erschossen. Es fühlt sich an, als hätte jede*r das Video seiner Hinrichtung auf dem Handy. Man muss nicht einmal demonstrieren, um zum Opfer zu werden: Bridgit Njoki, ein zwölfjähriges Mädchen, wurde während der Saba-Saba-Proteste in ihrem Zuhause beim Fernsehen von einer verirrten Kugel getroffen. Viele weitere junge Menschen, auch Kinder, wurden bei den gewaltsamen Protesten verletzt. Das war zu erwarten: Im Juni hatte Innenminister Kipchumba Murkomen der Polizei den Befehl gegeben, mit tödlicher Absicht zu schießen. Im Juli kündigte Präsident William Ruto dann öffentlich an, man solle doch bitte auf die Beine zielen. Zudem scheint es, als würden Schlägertrupps bezahlt, um die Proteste zu infiltrieren und Bürger*innen zu bedrohen und anzugreifen.

Auch Medienhäuser und Blogger*innen scheinen vom Staat dafür bezahlt zu werden, Propaganda und verwirrende Narrative zu verbreiten. Am 25. Juni erließ die Kommuni-

Eine von vielen schwer verletzten Personen während der Saba-Saba-Proteste.



Foto: picture alliance/Anadolu/Gerald Anderson

kationsbehörde Kenias ein Verbot für Live-Übertragungen der laufenden Proteste im Fernsehen. Vier kenianische Filmschaffende wurden im Mai vorübergehend festgenommen, weil sie angeblich an der Produktion der BBC-Doku „Blood Parliament“ über staatliche Gewalt im Zusammenhang mit den Protesten 2024 beteiligt waren. Rose Njeri wurde verhaftet, weil sie eine Website erstellt hatte, die Bürger*innenbeteiligung gegen das Haushaltsgesetz ermöglichte. Menschen wie ich, die an vorderster Front gegen die Regierung kämpfen, müssen besondere Vorsichtsmaßnahmen treffen. Ich persönlich fühle mich nachts draußen nicht mehr sicher.

VERZWEIFELTER ALS IM LETZTEN JAHR

Kenia befindet sich auf einem düsteren Weg. Was mich besonders frustriert: Der Abgeordnete Kimani Ichung'wah von der Regierungspartei UDA gab offen zu, dass viele der Gesetzesvorschläge, gegen die wir letztes Jahr protestierten, still und heimlich verabschiedet wurden. Oppositionsführer Raila Odinga hat sich erneut mit der Regierung auf einen großen Deal eingelassen. Damit bleibt uns keine wirkliche Opposition. Was wir haben, ist ein Vizepräsident, der technisch gesehen illegal im Amt ist – weil die Ernennung ohne eine gültige Wahlkommission (IEBC) erfolgte.

Mehrmals wurde versucht, skandalöse Gesetze zu verabschieden – darunter eines, das die Amtszeit des Präsidenten von fünf auf sieben Jahre verlängern sollte, sowie andere, die soziale Medien und das Demonstrationsrecht einschränken würden. Die Regierung wurde mehrfach umgebildet, und der Präsident hat weitere Berater*innen ernannt.

Als Bewegung fühlen wir uns, als würden wir ständig Brände löschen, während dieses Regime uns mit einem Problem nach dem anderen bombardiert – und gleichzeitig plant, wie es an der Macht bleiben und sich weiter bereichern kann. Viele Kenianer*innen sind wütender oder verzweifelter über den Zustand ihres Landes als vor einem Jahr.

Übrigens verstehe ich auch nicht, warum internationale Institutionen und Regierungen weiterhin mit unseren Regierungsvertreter*innen verkehren und ihnen die Hand schütteln. Ich war persönlich bei einem Treffen mit dem niederländischen Königshaus dabei, das trotz einer Petition mit über 22.000 kenianischen Unterschriften stattfand, in der gefordert wurde, den Besuch wegen Menschenrechtsverletzungen abzusagen. Das Königshaus stimmte dann einem Treffen mit unserer Bewegung zu. Das Ganze war ein PR-Stunt und eine große Enttäuschung. Danach geschah nichts Substanzielles. Und dieses Verhalten ist nicht auf Kenia beschränkt: Die Welt schaut zu, wie Palästina, der Kongo, der Sudan, Haiti und viele andere Länder leiden – ohne aktiv für Gerechtigkeit einzutreten. Wir akzeptieren, dass niemand kommen wird, um uns zu

retten – aber wir hoffen wenigstens, dass die Welt uns nicht behindert, indem sie ein repressives Regime unterstützt.

STARK BLEIBEN

Die Lage ist derzeit ziemlich düster, es gibt wenig Hoffnung. Aber ich finde Kraft darin, wie Kenianer*innen weiterhin füreinander einstehen – sei es bei Krankenhausrechnungen, Blutspenden, Gedenkmessen oder Beerdigungen. Trotz aller Bedrohungen für unser Leben gehen wir weiterhin auf die Straße. Immer mehr Menschen erkennen, dass wir uns nur selbst retten können. Jede*r von uns hat eine Rolle zu spielen, und niemand sonst wird uns retten, wenn jene, die uns schützen sollen, so klar gegen uns stehen.

Die Regierung versucht weiterhin, uns als Anarchist*innen und Feind*innen des Fortschritts darzustellen – während sie gleichzeitig heuchlerisch um westlichen Einfluss wirbt. Doch wir erhalten weiterhin Solidaritätsbekundungen, insbesondere von anderen afrikanischen Ländern wie Togo, Burkina Faso undambia.

Der beste Weg nach vorn scheint derzeit über Wahlen zu führen. Wir organisieren uns, um einen politischen Wandel herbeizuführen. Von Social-Media-Posts über politische Bildung bis zu Kundgebungen – wir setzen alles daran, die politische Teilhabe in Kenia zu verändern. Wir können nicht immer wieder dieselben alten, gescheiterten Politiker*innen wählen und andere Ergebnisse erwarten.

Wir können es uns nicht leisten, gleichgültig zu sein und uns – wie bisher – nicht in die Politik einzumischen. Im letzten Wahlzyklus hat fast die Hälfte der wahlberechtigten Bevölkerung nicht abgestimmt. Das muss sich ändern. Wir reisen durchs Land, ermutigen Bürger*innen, sich ihre Ausweise und Wählerausweise zu sichern und – wenn es so weit ist – ihre Stimmen an der Urne jenen zu geben, die es verdient haben. Vor allem aber muss die Wachsamkeit gegenüber dem, was in der Regierung geschieht, die letztes Jahr im Juni geweckt wurde, erhalten bleiben – egal, wie hart die Regierung darauf reagiert.



SHAKIRA WAFULA

studiert Sportwissenschaften und ist eine engagierte Bürgerin Kenias.

sfitermined@gmail.com



Foto: dpa/Xinhua News Agency/Nicaragua Government

Diktatorische Dynastie: Nicaraguas Präsident Daniel Ortega mit seiner Ehefrau und Vizepräsidentin Rosario Murillo.

GOVERNANCE

Staatsstreiche in Zeitlupe

Die Demokratie ist in weiten Teilen Lateinamerikas bedroht. Der chilenische Politologe Christopher A. Martínez warnt in seinem Buch „Why Presidents Fail“ vor einem neuen Autoritarismus, der Verbindungen zum organisierten Verbrechen habe und ewige Macht anstrebe. Als Beispiele nennt er Nicaragua und El Salvador unter den aktuellen Präsidenten Daniel Ortega und Nayib Bukele.

CHRISTOPHER A. MARTÍNEZ IM INTERVIEW MIT JAVIER A. CISTERNA FIGUEROA

Ihr Buch handelt vom Scheitern lateinamerikanischer Präsidenten. Was verstehen Sie unter Scheitern?

Damit ist das vorzeitige Ende einer Amtszeit gemeint, also wenn Präsident*innen es nicht schaffen, diese zu Ende zu führen – und zwar nicht aus gesundheitlichen Gründen. In dem Buch versuche ich außerdem, den Fokus auf die politischen Parteien und ihre Bedeutung zu lenken. Ich zeige auf, dass Präsident*innen eine höhere Wahrscheinlichkeit haben, ihre Amtszeit normal zu vollenden, wenn es starke Parteien mit Visionen für die Zukunft gibt. Wenn die Parteien aktiv am politischen Leben eines Landes teilnehmen, werden sie es sich zweimal überlegen, eine*n Amtsträger*in abzusetzen. Wenn sie hingegen nur als Vehikel dienen, um ins Parlament zu kommen, herrscht eine kurzfristige Perspektive vor, die zum Scheitern führen kann.

Können schwache Parteien nicht auch dazu führen, dass Präsident*innen unangefochten regieren?

Schwache Parteien können kein politisches Gegengewicht zum Präsident*innenamt bilden, weil ihnen die Organisation fehlt. Da sind lediglich die Abgeordneten, vielleicht auch aus der Opposition, aber nur als Einzelpersonen. Um Präsident*innen zu stürzen, ist aber ein kollektives Vorgehen nötig. Für das Buch habe ich eine Umfrage unter mehr als 300 Sozialwissenschaftler*innen in zwölf Ländern Lateinamerikas durchgeführt. In Guatemala zum Beispiel, wo es praktisch keine politischen Parteien gibt, haben sie auf die Frage nach dem Gegengewicht zum Präsident*innenamt nicht den Kongress genannt, sondern den größten Unternehmensverbund des Landes. An zweiter Stelle nannten sie die sozialen Bewegungen, danach das Militär und die US-Botschaft. Erst an fünfter Stelle wurde der Kongress genannt. Das zeigt: Wenn die Parteien schwach sind, kommt anderen Akteuren die Aufgabe zu, den Einfluss von Präsident*innen zu begrenzen.

Was sind Beispiele in Lateinamerika für starke Parteien und gesunde Demokratien auf der einen Seite und schwache Parteien und Demokratien in der Krise auf der anderen Seite?

Uruguay ist ein klares Beispiel für solide Parteien und eine solide Demokratie. Den Parteien dort gelingt es, die Interessen der Bevölkerung aufzunehmen und in das politische System einzubringen. Ich würde hier auch Chile und Costa Rica nennen, in dieser Reihenfolge. Mexiko ist ein weiteres Land mit relativ starken politischen Parteien, hat aber keine gesunde Demokratie. Beispiele für schwache Parteien und Demokratien in der Krise sind ganz klar Guatemala und Peru. In diesen Ländern sind die Parteien nur Vehikel für die Teilnahme an Wahlen – leere Hüllen mit Menschen, die einfach nur ins Parlament wollen, aber keine Ideen und keine politische Identität haben.

Wo ist heute in Lateinamerika der Autoritarismus besonders stark?

Die kritischsten Fälle, wenn man einmal von Kuba absieht, sind sicherlich Nicaragua, wo Präsident Daniel Ortega zusammen mit seiner Ehefrau und Vizepräsidentin Rosario Murillo praktisch eine diktatorische Dynastie bildet, und natürlich Venezuela unter Nicolás Maduro. Der jüngste Fall ist der von Nayib Bukele in El Salvador, der im Gegensatz zu den zuvor Genannten große Popularität genießt.

Also scheitern Präsident*innen nicht nur, wenn sie abgesetzt werden, sondern Präsidenschaften – und das System – scheitern auch, wenn sie sich in autoritäre Regime verwandeln?

Es gibt einen entscheidenden Unterschied zwischen dem 20. Jahrhundert und dem aktuellen. Im 20. Jahrhundert stand das Militär hinter diesen autoritären Regierungen und führte Putsch durch. Was wir in diesem Jahrhundert sehen, sind Staatsstriche in Zeitlupe, die mit Präsident*in-

„Verschiedene politikwissenschaftliche Studien kommen zu dem Ergebnis, dass zufriedene Bürger*innen nicht sehr gut für die Demokratie sind, weil sie unkritisch werden.“

nen anfangen, die in freien Wahlen im politischen Wettstreit ins Amt kommen. Aber sobald sie an der Macht sind, schwächen sie die demokratischen Institutionen und Systeme der Gegengewichte, wie die freie Presse. Zu den Lieblingsmaßnahmen dieser Art von Präsident*innen gehört die Abschaffung der Begrenzung der Amtszeiten durch die Verfassung. Das haben wir in Nicaragua und El Salvador erlebt.

Welche Rolle spielt bei alledem die Wirtschaft? In Zeiten des lateinamerikanischen Rohstoffbooms sprach man in Ländern wie Ecuador, Bolivien oder Venezuela nur wenig vom demokratischen oder institutionellen Niedergang.

Verschiedene politikwissenschaftliche Studien kommen zu dem Ergebnis, dass zufriedene Bürger*innen nicht sehr gut für die Demokratie sind, weil sie unkritisch werden. Im Falle des Rohstoffbooms profitierten die Menschen von den wirtschaftlichen Erträgen und standen dem Zustand der Demokratie in ihren jeweiligen Ländern relativ unkritisch gegenüber – obwohl das, was in Ländern wie Ecuador, Bolivien und Venezuela passierte, eine offensichtliche Machtkonzentration darstellte. Die Demokratie wurde geschwächt, doch viele Menschen waren bereit, wegzusehen, gerade wegen der guten wirtschaftlichen Bedingungen in der Region.

Was stellt Ihrer Meinung nach aktuell die größte Gefahr für die Demokratie in Lateinamerika dar?

Zweifelloos das organisierte Verbrechen. Es hat bewiesen, dass es die historische Schwäche Lateinamerikas und seiner Institutionen für sich zu nutzen weiß. Gleichzeitig erleben wir den Niedergang traditioneller politischer Akteure, wie der politischen Parteien und der Gewerkschaften, und bewegen uns auf eine stark fragmentierte Welt zu, in der unser Weltbild auf Social Media beruht, nicht auf gemeinschaftlichen Projekten. Was wir im 20. Jahrhundert erlebt haben, wird definitiv nicht noch einmal passieren.

BUCH

Martínez, C. A., 2024: Why Presidents Fail.
Stanford University Press.



CHRISTOPHER A. MARTÍNEZ

lehrt Politikwissenschaften an der Universität San Sebastián in Concepción, Chile, und ist stellvertretender Direktor des Millennium Nucleus on Political Crisis in Latin America (CRISPOL).

euz.editor@dandc.eu



**Folgen Sie uns
auf LinkedIn!**

SIE FINDEN UNS UNTER

[linkedin.com/
company/d-c-development-
and-cooperation](https://linkedin.com/company/d-c-development-and-cooperation)

Wir kommentieren auf LinkedIn das aktuelle Geschehen und weisen auf wichtige neue Inhalte unserer Website dandc.eu hin.



OWNERSHIP

Dorfgemeinschaften durch Ideenwettbewerbe stärken

Der Financial Participatory Approach (FPA) ermutigt lokale Gemeinschaften, Lösungen für drängende Probleme selbst zu entwickeln. Gute Ideen werden prämiert, und es gibt Geld für die Umsetzung. Das fördert Kreativität, Innovation und Selbstvertrauen, wie Projekte vom südlichen Kaukasus bis nach Indien zeigen.

VON NAND KISHOR AGRAWAL UND STEFFEN SCHÜLEIN

Foto: Chonbenthung Kikon



Eine Frau, die ihre Idee im Rahmen eines FPA-Prozesses vorgestellt hat, erhält eine Auszeichnung im Dorf Songlüh in Nagaland, Indien.

Imnasenla lebt seit vier Jahrzehnten im Dorf Nukshiyim in Mokokchung, einem der abgelegensten Bezirke im indischen Bundesstaat Nagaland. Im Rahmen eines Wettbewerbs nach dem Prinzip des Financial Participatory Approach (FPA) stellte sie der Dorfgemeinschaft ihre Idee zur Gewinnung von Bananenfasern vor, um daraus umweltfreundliche Produkte herzustellen. Die Auszeichnung mit einem Preisgeld von 5000 Rupien (etwa 58 Dollar) für ihre Idee war eine große

Überraschung für die Dorfbewohnerin. Nach der Preisverleihung erhielten Imnassenla und die Frauen ihrer Selbsthilfegruppe als Erstplatzierte sogar eine Förderung in Höhe von 400.000 Rupien (etwa 4670 Dollar), um ihre Idee mit Unterstützung des Dorfkomitees umzusetzen. Das Geld stammt von einem Biodiversitätsprojekt der Regierungen von Indien und Deutschland (durch BMZ/KfW finanziert) und wird von GOPA Worldwide Consultants unterstützt.

Der FPA ist eine Methode zur Förderung der gemeinschaftsbasierten Entwicklung. Der Ansatz basiert auf der Idee, dass die Menschen vor Ort selbst Lösungen für die dringendsten Probleme ihrer Gemeinschaft finden. Sie werden ermutigt, eigene Ideen zur Förderung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung zu entwickeln und einer lokalen Jury vorzustellen. Die besten Vorschläge werden mit Geldpreisen und Finanzmitteln für die Umsetzung belohnt. Der FPA hat seinen Ursprung in den 1980er-Jahren in Lateinamerika. Er hat klassische partizipative Ansätze und unternehmerische Modelle kombiniert und weiterentwickelt.

Der FPA zielt darauf ab, die Verantwortung für wichtige Entscheidungen und die Budgetverwaltung an die fähigsten und motiviertesten lokalen Akteure zu übertragen, damit diese Lösungen umsetzen können, die ihren spezifischen Bedürfnissen entsprechen. Eine finanzielle Förderung zu erhalten, stärkt das Selbstvertrauen der Ideengeber und motiviert sie, die Ideen auch selbst zu realisieren, insbesondere in abgelegenen und armen Gemeinden, wo Auszeichnungen, Urkunden und Preisgelder Seltenheitswert haben. Zu den positiven Ergebnissen des FPA gehören eine schnelle Projektumsetzung mit greifbaren Vorteilen und eine verbesserte Vertrauensbasis zwischen Projekt und Gemeinde.

Der FPA-Prozess unterscheidet sich von konventioneller Finanzierung insofern, als die Antragsteller*innen „um den Gewinn konkurrieren“ und bei der Gestaltung ihrer Lösungen über einen großen Spielraum verfügen. Der FPA-Rahmen basiert auf acht Grundprinzipien:

1. Alle Initiativen basieren auf Ideen der Menschen vor Ort.
2. Projektmitarbeiter*innen haben im FPA nur eine moderierende Rolle.
3. Kooperativer Wettbewerb führt zu den besten Ideen und Praktiken.
4. Direkte Finanzierung unterstützt die erfolgreiche Entwicklung und Umsetzung von Ideen.
5. Mobilisierung von Lernen, Wissen und Erfahrung.
6. Der FPA nutzt Spannungen konstruktiv.
7. Medienpräsenz verstärkt die Wirkung des FPA.
8. Der FPA schreitet in kumulativen Zyklen voran.

Die Prinzipien dienen der Orientierung; sie werden je nach realen Gegebenheiten und praktischen Bedürfnissen vor Ort angepasst.

UMSETZUNG VON FPA-PROJEKTEN IN NAGALAND

Im Forest & Biodiversity Management-Projekt in Nagaland haben 64 Dörfer FPA-Projekte umgesetzt, um den Schutz der biologischen Vielfalt zu fördern und die Lebensgrundlagen der lokalen Gemeinschaften zu verbessern. Im ersten Wettbewerb ging es beispielsweise um Storytelling für Erwachsene und Zeichnen für Schulkinder. Die Teilnehmenden erzählten von der Bedeutung der Natur für ihr Dorf und von traditionellen Naturschutzpraktiken; die Schulkinder präsentierten ihre Zeichnungen über globale und lokale Umweltprobleme sowie ihre Vorstellungen von intakter Natur. Bereits der erste Wettbewerb stärkte die emotionale Bindung der Gemeinden an das Projekt und legte nebenbei auch den Grundstein für die folgenden, komplexeren Projektideen.

Die darauffolgenden Wettbewerbe konzentrierten sich auf nachhaltige kommunale Infrastruktur und naturbasierte unternehmerische Ideen. Insgesamt wurden in den Projektgemeinden über 900 Ideen eingereicht; für 120 wurde die Umsetzung finanziert. Die Projekte inspirierten zu Innovationen und motivierten die Dorfgemeinschaften, die lokalen Herausforderungen gemeinsam anzugehen.

Die realisierten Ideen reichten von der Herstellung und Vermarktung traditioneller Kräutermidizin bis hin zum Bau von Wasserreservoirs und zentralen Verkaufsständen im Dorf, um gemeinsam lokale Produkte zu verkaufen und dadurch eine bessere Verhandlungsposition gegenüber Zwischenhändlern zu erreichen.

Besonders oft vorgeschlagen war auch die Schweinezucht – eine beliebte Erwerbsaktivität in der Naga-Gemeinschaft. Die Innovation besteht aus einem sich selbst tragenden Modell zur Vermehrung: Die ersten Teilnehmenden spenden je ein Ferkel aus dem ersten Wurf an das Dorfkomitee, das es dann an die nächste Gruppe verteilt. So entsteht ein kontinuierlicher Kreislauf gemeinsamer Chancen. Dies stärkt das Gefühl der Eigenverantwortung und des ökonomischen Erfolgs.

VORTEILE, WENN EINHEIMISCHE BEI DER IDEENFINDUNG SELBST AKTIV WERDEN

Eines der wichtigsten Ergebnisse des FPA in Nagaland war die Steigerung der Beteiligung von Frauen und Jugendlichen. Die Wettbewerbe boten diesen oft ungehörten Teilen der Dorfgemeinschaft eine öffentliche Plattform, um ihre Ideen zu äußern. So sagten Mitglieder einer Frauengruppe in Nagaland etwa: „Die Preisgelder sind motivierend, und natürlich freuen wir uns, wenn wir gewinnen, aber für uns ist die Möglichkeit, unsere Ideen vor dem ganzen Dorf zu präsentieren, noch wichtiger als das Geld.“

Von Beginn an waren die Präsentation der Ideen und die Verkündung der Gewinner*innen mit einer feierlichen Zeremonie verbunden, bei der gesungen, getanzt und Theater gespielt wurde. Der Eventcharakter verleiht dem Projektplanungsprozess dabei eine spielerische Leichtigkeit und einen sportlichen Anreiz, die zur Teilnahme motivieren. Gleichzeitig wurde so das gesamte Dorf über das Projekt informiert. Auch lokale Medien trugen dazu bei, die positiven Erfahrungen der Teilnehmer*innen zu verbreiten. Bislang war das Feedback aus den Gemeinden durchweg positiv. Eine teilnehmende Person war ganz begeistert: „Wir würden gerne jeden Monat einen solchen Wettbewerb organisieren!“

„Eines der wichtigsten Ergebnisse des FPA in Nagaland war die Steigerung der Beteiligung von Frauen und Jugendlichen. Die Wettbewerbe boten diesen oft ungehörten Teilen der Dorfgemeinschaft eine öffentliche Plattform, um ihre Ideen zu äußern.“

Die Teilnehmenden tauschten sich nicht nur während der Vorbereitung der Präsentationen und während der Veranstaltungen aus, sondern beteiligten sich auch an der Umsetzung der Gewinnerideen. Bemerkenswert ist, dass die Sach- und Geldbeiträge der Gemeinden zu den umgesetzten Initiativen fast 30% der Kosten deckten und nicht wie erwartet nur zehn Prozent. Anstatt sich nur auf das Projektbudget zu verlassen, passten die Gemeindemitglieder die Kleinprojekte an ihre Bedürfnisse an und übernahmen die Mehrkosten selbst. Damit sorgten sie dafür, dass das Projekt besser auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten und nachhaltiger wurde.

Bevor der FPA in Nagaland eingeführt wurde, war er bereits in mehreren anderen Ländern mit ähnlich positiven Ergebnissen und wertvollen Erkenntnissen umgesetzt worden. Die Erfahrungen reichen von Projekten zur Entwicklung nachhaltiger Lebensgrundlagen in den Anden Südamerikas über ein Gründerzentrum zur Förderung der Jugendbeschäftigung im städtischen Kontext im Irak bis hin zu Projekten zum gemeindebasierten Naturschutz im Südkaukasus (siehe Kasten).

Natürlich ist der FPA trotz vieler positiver Ergebnisse kein Allheilmittel für den Naturschutz und eine lokale, nachhaltige wirtschaftliche Entwicklung. Vielmehr ist er ein wertvoller vorbereitender Schritt auf dem Weg zu langfristigen Investitionsvereinbarungen, die dann im Weiteren von den Gemeinden umgesetzt werden.

Dieser Artikel basiert auf den eigenen Erfahrungen der Autoren im Nagaland-Biodiversitätsprojekt und in verschiedenen Projekten im Südkaukasus, die von der KfW Entwicklungsbank unterstützt werden.

LINKS

Stritih, J. et al., 2021: Financial Participatory Approach: Guidelines for implementation.

ecfcaucasus.org/_files/ugd/e71555_783e89533e0f4532a-34d2ad921fff1d3.pdf

Forest & Biodiversity Management in the Himalayas (Nagaland) Project: fbmpnagaland.com



NAND KISHOR AGRAWAL

ist Chief Technical Advisor bei GOPA Worldwide Consultants im Forest and Biodiversity Management Projekt in Nagaland, Indien.

nandkishor.agrawal@gopa.de



STEFFEN SCHÜLEIN

ist Sozioökonom und Berater für gemeindebasierte Ansätze in den Bereichen Naturschutz, Anpassung an den Klimawandel und nachhaltige Lebensgrundlagen.

steffen.schuelein@posteo.de

Die Autoren danken Chonbenthung Kikon und Anuja Ramugade für ihren Beitrag zu diesem Artikel.

MOTIVATION UND EIGENVERANTWORTUNG

Ideen von Dorfgemeinschaften im Südkaukasus umsetzen

In Armenien, Aserbaidshan und Georgien wurde der Financial Participatory Approach (FPA) erfolgreich eingesetzt, um die Lebensbedingungen vor Ort zu verbessern. Die Projekte zeigen, dass eigene Lösungen für ihre Probleme für die Menschen vor Ort oft am besten funktionieren und dass Motivation und Verantwortungsübernahme zentral sind, um langfristig positive Veränderungen zu bewirken.

VON NAND KISHOR AGRAWAL UND STEFFEN SCHÜLEIN

Eine herausragende Umsetzung des FPA erfolgte im Rahmen des Eco-Corridor Fund (ECF) Projekts in den drei Ländern des Südkaukasus – Armenien, Aserbaidshan und Georgien – finanziert vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) durch die KfW Entwicklungsbank und umgesetzt durch den WWF und Gopa Worldwide Consultants in Zusammenarbeit mit den lokalen Regierungen. Der ECF ist ein Instrument, um mittels gemeindebasierter Schutzgebiete Verbindungen zwischen staatlichen Naturschutzgebieten zu schaffen.

Das ECF-Projekt nutzte einen dreistufigen FPA-Wettbewerb – 1. Storytelling, 2. Verbesserung der sozioökonomischen Lebensgrundlagen und 3. kommunale Infrastruktur – um zu-

nächst eine vertrauensvolle Beziehung zu den Gemeinden aufzubauen und zu erkennen, welche Akteure motiviert und in der Lage waren, Projekte eigenständig umzusetzen. Der gemeinsam entwickelte Aktionsplan wurde dann durch eine langfristige Finanzierung (normalerweise zehn Jahre) für Naturschutzgebiete unterstützt, die die Gemeinden selbst managen.

**HÜHNERZUCHT, SOLARBETRIEBENE STRASSEN-
BELEUCHTUNG UND WEIDEMANAGEMENT**

In Aserbaidshan gewann beispielsweise ein Vorschlag den FPA-Preis für „verbesserte Lebensgrundlagen“, der vorsah, einen gemeinschaftlichen Brutkasten für Hühner einzurichten. Alle Dorfbewohner*innen sollten ihn nutzen können, um dort Eier ausbrüten zu lassen und die geschlüpften Küken mit nach Hause zu nehmen. Der Brutkasten wurde in einem kleinen Schuppen eines Gemeinschaftsgebäudes eingerichtet, die Stromkosten wurden über eine geringe Gebühr gedeckt. Die gesamte Gemeinde profitiert von der neuen Einrichtung, auch weil sie es ermöglicht, mit verschiedenen Rassen zu experimentieren und so herauszufinden, welche das beste Fleisch und die besten Eier liefern und am widerstandsfähigsten gegen Krankheiten sind.

Foto: Steffen Schüle



Diese mobile Hütte mit Solardach ist Teil eines kommunalen Campingplatzes – eine prämierte FPA-Projektidee in Armenien.

In einem armenischen Dorf wurde die Idee ausgezeichnet, eine solarbetriebene Straßenbeleuchtung zu installieren. Waren die Dorfbewohner*innen im Dunkeln unterwegs, befürchteten sie Angriffe durch wilde Tiere wie Bären, Wölfe oder Schakale. Das Preisgeld motivierte die Projektteilnehmer*innen und die Gemeinde, weiterhin mit dem Projekt zu kooperieren und Wildschutzzonen einzurichten. Hinzu kamen weitere Maßnahmen, um Konflikten zwischen Menschen und Wildtieren vorzubeugen.

Eine Gemeinde in Georgien erhielt eine Auszeichnung für den Vorschlag, bessere Heugeräte wie Mähmaschine und Ballenpresse anzuschaffen, damit ihr Vieh im Winter länger ausreichend Futter hat, was es dann ermöglicht, dem Gras auf den Weiden im Frühjahr einen entscheidenden Wachstumsvorsprung zu geben. Der im Folgenden mit den Nutzern gemeinsam entwickelte Weidemanagementplan sieht eine nachhaltigere Nutzung der Sommerweiden und strengere Schutzmaßnahmen in einem angrenzenden Hochgebirgsgebiet vor.

OWNERSHIP FÖRDERN

In so unterschiedlichen Ländern wie Indien, Georgien, Armenien und Aserbaidschan haben FPA-Projekte gezeigt, dass kooperative Wettbewerbe die lokalen Gemeinden dazu anregen können, kreativ zu werden und eigene Ideen vorzuschlagen. Diese gestärkte Eigenverantwortung ist entscheidend für die Bewältigung komplexer Herausforderungen, insbesondere in Kontexten mit vielfältigen Bedürf-

nissen und begrenzten Ressourcen. Der Ansatz bietet somit wertvolle Erkenntnisse für Biodiversitäts- und Klimaschutzaktivitäten.

Die erfolgreiche Umsetzung von Projektideen sorgt nicht nur für mehr Zufriedenheit und Stolz bei den lokalen Anwohnern, sondern erleichtert auch den Aufbau von Beziehungen zu Regierungsbehörden und Geldgebern. Erfolgreiche Projekte stärken die Chancen eines Dorfes auf weitere Investitionen. Behörden sind oft daran interessiert, Regierungsprogramme in Dörfern umzusetzen, in denen sie eine erfolgreiche Zusammenarbeit mit motivierten Dorfgemeinschaften erwarten.

Dieser Artikel basiert auf den eigenen Erfahrungen der Autoren im Rahmen des Eco-Corridor Fund (ECF) Projekts und anderer Projekte im Südkaukasus, die von der KfW Entwicklungsbank unterstützt werden.

LINK

Eco-Corridors Fund for the Caucasus:
ecfcaucasus.org/fpa

Abonnieren Sie den E+Z- Newsletter!

Unser 14-tägiger Newsletter bringt Neuigkeiten, Analysen, vernachlässigte Stories und wichtige Termine der globalen entwicklungspolitischen Community direkt in Ihr Postfach. Abonnieren Sie in wenigen Schritten die [deutsche Version](#) oder die [englische](#).





Foto: dpa/Middle East Images/Bryan Dozier

Bereits beim Frühjahrstreffen von IWF und Weltbank im April 2025 wurden die Verschiebungen in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit deutlich.

WELTBANK

„Wir werden immer Kritik ausgesetzt sein“

Die Weltbank ist eine der einflussreichsten multilateralen Institutionen, aber sie ist auf die Unterstützung ihrer Mitgliedstaaten angewiesen. Was bedeutet es, wenn die Zustimmung für internationale Zusammenarbeit bröckelt? Axel van Trotsenburg muss es wissen: Der Senior Managing Director ist seit 37 Jahren bei der Weltbank und beaufsichtigte unter anderem von 2019 bis 2023 als Managing Director of Operations deren weltweite Tätigkeit.

AXEL VAN TROTSENBURG IM INTERVIEW MIT EVA-MARIA VERFÜRTH

Herr van Trotsenburg, viele Geberländer kürzen aktuell EZ-Mittel und hinterfragen den Nutzen internationaler Zusammenarbeit. US-Präsident Donald Trump ließ überprüfen, ob die Mitgliedschaft in der Weltbank noch im eigenen Interesse ist. Wie gehen Sie mit dieser Situation um?

Nicht nur in den USA gibt es zurzeit Stimmen, die dem Multilateralismus kritisch gegenüberstehen. Das ist auch nicht neu – dieses Thema hat die Weltbank seit ihrer Gründung 1945 immer begleitet. In den ersten Jahren waren viele Investoren an der Wall Street skeptisch, ob man Anleihen von der Weltbank kaufen sollte. Ende der neunziger Jahre stellte die sogenannte Meltzer-Kommission (International Financial Institution Advisory Commission) in den USA die Arbeit der Weltbank infrage, nun das von der Heritage Foundation publizierte „Project 2025“. Als globale Organisation, die Menschen in 189 Ländern vertritt, stehen wir in der öffentlichen Debatte und werden immer Kritik ausgesetzt sein. Dem müssen wir uns stellen. Wir müssen daher immer wieder darlegen, welchen Mehrwert die Weltbank für die internationale Gemeinschaft bringt. Wir sind überzeugt, dass man durch multilaterale Zusammenarbeit viel Gutes erreichen kann.

Welche Beispiele aus den vergangenen 80 Jahren kommen Ihnen in den Sinn?

Man vergisst leicht, wie sehr sich manche Dinge verändert haben. Anfang der 1960er-Jahre haben weltweit schätzungsweise 60 % der Menschen in extremer Armut gelebt, heute sind es um die acht Prozent. Auch wenn extreme Armut also noch nicht überwunden ist, ist doch sehr viel geschehen. Einige Länder in Asien, in die erhebliche Ressourcen der Weltbank geflossen sind, haben sich beeindruckend entwickelt. Die Stärke der Weltbank ist, dass wir direkt in den Ländern vertreten sind. Rund zwei Drittel der Mitarbeiter*innen arbeiten in den über 140 Landesbüros.

„Wir müssen immer wieder darlegen, welchen Mehrwert die Weltbank für die internationale Gemeinschaft bringt.“

Es wirkt nicht so, als würde das in der Weltpolitik aktuell besonders verfangen. Haben Sie noch genug Unterstützung für Ihre Arbeit?

Davon sind wir überzeugt. Die zur Weltbankgruppe gehörende Internationale Entwicklungsorganisation (International Development Association – IDA), die für die ärmsten Länder der Welt zuständig ist, hat Ende 2024 ihre jüngste Wiederauffüllungsrunde abgeschlossen. Trotz der schwierigen weltpolitischen Lage war es die höchste IDA-Wiederauffüllung in der Geschichte mit der höchsten Zahl an Geberländern, die sich eingebracht haben – 60 an der Zahl. Das ist überwältigend positiv. Die USA haben in ihrem aktuellen Budgetvorschlag 3,2 Milliarden Dollar für die IDA veranschlagt.

Das ist tatsächlich nur etwas weniger, als von der Biden-Regierung im Dezember zugesagt. Es war aber lange nicht sicher, wie viel es werden würde. Wie gravierend wäre es für die Weltbank, wenn der größte Geldgeber wegbreicht?

Jedes Land hat seine Regierung und jede Regierung ihre Schwerpunkte – und auch der größte Geldgeber kann entscheiden, sich wieder mehr auf Inlandspolitik zu konzentrieren. Über 85 % der IDA-Gelder stammen aber gar nicht aus den USA, auch wenn sie der größte Einzelgeber sind, sondern aus anderen Ländern, wobei europäische Länder etwa die Hälfte der IDA21-Gelder beitragen.

Gerade Länder des Globalen Südens fordern mehr Mitsprache in der internationalen Finanzarchitektur. Sehen Sie die Weltbank hier in der Pflicht?

Bei der Weltbank und bei der IDA haben die großen Geldgeber bereits sehr viele Stimmanteile abgegeben. In der Anfangszeit der Weltbank hielten die beiden größten Anteilseigner der Internationalen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung (IBRD), die USA und UK, zusammen mehr als die Hälfte der Stimmen. Seitdem haben sie rund 60 % ihrer Stimmanteile abgetreten – ich wüsste nicht, wo es so etwas sonst je gegeben hat. Im IDA-Board halten die USA nun rund zehn Prozent der Stimmanteile. Bei den IDA-Verhandlungen hat zudem jedes Land seine Stimme, was ziemlich demokratisch ist. Im Board gibt es zwar einige Exekutivdirektoren, die nur ein Land vertreten, wie zum Beispiel die USA oder Deutschland. Die meisten vertreten aber eine Gruppe von Ländern, sodass alle repräsentiert sind.

Bei der Debatte geht es im Grunde aber noch um etwas anderes – und zwar darum, wer gehört wird. Meine Erfahrung mit der Weltbank ist, dass derjenige gehört wird, der die besten Ideen hat. Die mittelgroßen europäischen Länder etwa haben über die Jahre viele Themen eingebracht. Während der Strukturanpassungen in den 1980er-Jahren haben sie auf soziale Begleitmaßnahmen gedrängt, sie ha-

ben die Entschuldungsinitiative angestoßen und die Umwelt-, Gender- und Klimathematik eingebracht. Diese Themen wurden dann von den G7-Ländern aufgegriffen und in der Weltbank fortgeführt. Für die Weltbank sind solche Entwicklungsideen wichtig, und das macht die Organisation stärker.

Nun haben europäische Länder aber auch gute Möglichkeiten, ihren Ideen Gehör zu verschaffen. Wie steht es da mit Ländern aus dem Globalen Süden?

Wir arbeiten seit über 25 Jahren intensiv an mehr Dezentralisierung. Für unser Kreditprogramm ist es nicht nur wichtig, dass wir mit den Regierungen vor Ort zusammenarbeiten und im Blick behalten, wie die Projekte umgesetzt werden. Unsere Kolleg*innen können vor Ort auch besser neue Ideen aufgreifen. Die Idee für unsere Bargeldtransferprogramme beispielsweise kam ursprünglich aus Lateinamerika. Das mexikanische Programm „Oportunidades“ hat um die Jahrtausendwende sehr viele arme Menschen erreicht. Das Modell wurde dann erst auf Lateinamerika ausgeweitet und mittlerweile gibt es ähnliche Programme auf der ganzen Welt.

2022 hat die Weltbank ihre Vision einer „Welt ohne Armut“ erweitert zu einer „Welt ohne Armut auf einem lebenswerten Planeten“. Was verstehen Sie darunter?

Armutsbekämpfung möchten wir auf einem Planeten erreichen, auf dem das auch nachhaltig möglich ist. Das bezieht sich nicht nur auf Klima und Umwelt, sondern zum Beispiel auch auf Konflikte, durch die Regionen nicht mehr lebenswert sind.

Ein Jahr später hat sich die Weltbank dazu verpflichtet, bis 2025 nahezu die Hälfte ihrer jährlichen Finanzierungen für klimabezogene Projekte bereitzustellen. So gibt es etwa Pläne für ein großes Energieprojekt in Afrika. Worum geht es dabei?

Energieversorgung ist ein ganz zentrales Thema, vor allem für die ärmsten Länder, die wir über die IDA unterstützen. 600 Millionen Menschen in Afrika haben keinen Zugang zu Elektrizität. Mit dem Projekt „Mission 300“ möchten wir 300 Millionen von ihnen bis 2030 Zugang zu Strom verschaffen. Wir arbeiten dafür mit afrikanischen Regierungen zusammen, dem Privatsektor und bilateralen Geldgebern. Wir fördern auch die Zusammenarbeit zwischen afrikanischen Ländern, damit sie den Netzausbau vorantreiben. Das ist ambitioniert, aber wir finden, dass man sich solchen Herausforderungen stellen sollte, wenn man schnellere Fortschritte möchte.

„Mission 300“ wird von NGOs dafür kritisiert, dass fossile Energiequellen nicht ausgenommen sind,

insbesondere Gas. Im Juni machte zudem die Nachricht die Runde, dass Weltbankpräsident Ajay Banga auch die Finanzierung von Atomstrom nicht mehr ausschließt. Eine Entscheidung, die unter anderem im Einklang mit Forderungen der USA steht. Was halten Sie von der Kritik, und wie kommt es zum Kurswechsel beim Thema Atomenergie?

Gas wird weltweit von vielen Expert*innen als wichtiger Übergangsbrennstoff angesehen, unter anderem in der EU. Genauso halten wir es auch: Gas darf im Energiemix vorkommen, aber eben nur als Zwischenlösung. Wir gehen davon aus, dass wir auch Wasserkraft und Thermalenergie fördern werden. Das Thema Atomkraft wurde von mehreren Exekutivdirektor*innen bei der Weltbank eingebracht, da es in vielen Ländern diskutiert wird – nicht nur in einigen OECD-Ländern, sondern auch in Entwicklungsländern. Man muss wissen, dass die Weltbank aber noch nie den Bau von Kernkraftanlagen selbst finanziert hat – abgesehen von einer Förderung im Jahr 1959 für Italien. Wir werden jetzt mit der Internationalen Atomenergie-Organisation (International Atomic Energy Agency, IAEA) zusammenarbeiten und Länder zunächst beraten, was ihre Optionen in diesem Bereich sind.

„In erster Linie geht es uns darum, öffentliche Gelder zu steigern oder sie bestmöglich zu verwenden.“

Die hohe IDA-Wiederauffüllung war ein positives Signal, dennoch werden anderswo EZ-Mittel gekürzt, und es fehlen weltweit jährlich Billionen Dollar an Finanzierung, um die SDGs zu erreichen. Auf der Hamburg Sustainability Conference im Juni haben Sie daher dafür plädiert, den Privatsektor stärker einzubeziehen. Worauf zielen Sie damit ab?

In erster Linie geht es uns darum, öffentliche Gelder zu steigern oder sie bestmöglich zu verwenden. Die Hebelwirkung, die wir über die Weltbank am Kapitalmarkt erreichen, kann hier eine wichtige Rolle spielen: Für jeden Dollar, der in die IBRD einbezahlt wird, können wir Finanzierungszusagen von bis zu zehn Dollar in zehn Jahren machen. Selbst bei der IDA gibt es eine Hebelwirkung von eins zu vier. Hier wird aus dem Geld der Steuerzahler*innen mehr herausgeholt – und gerade, wenn es Kürzungen in öffentlichen Budgets gibt, sollte man das nutzen. Darüber hinaus stellt sich aber natürlich auch die Frage, wie man Privatfinanzierungen steigern kann.

Der Einfluss internationaler Privatinvestitionen ist bisher hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Insbesondere nach Subsahara-Afrika fließt nur wenig Kapital. Ist es realistisch, auf Privatkapital zu setzen, wenn man die ärmsten Länder erreichen will?

Aus dem internationalen Privatsektor fließt ja durchaus viel Geld, aber vor allem in Länder, die das erfolgreich anziehen, wie in Ostasien. Diese Voraussetzungen möchten wir auch in anderen, insbesondere den ärmsten, Ländern schaffen, etwa über Risikoabsicherungen oder Bürgschaften. Das IDA-Programm „Private Sector Window“ fördert über Risikoabsicherung private Investitionen in den ärmsten und fragilsten Ländern, was ich persönlich für sehr wichtig halte. Wir sollten diese Derisking-Instrumente nicht nur in der Weltbankgruppe, sondern auch in multilateralen und bilateralen Entwicklungsbanken weiterentwickeln. Ansonsten wird der Privatsektor sich zurückhalten. Darüber hinaus sind wir aber auch überzeugt, dass im Inland viel passieren muss, etwa durch bessere Steuersysteme. Die Erfolgsgeschichten in Asien basieren zum großen Teil auf erfolgreicher einheimischer Ressourcenmobilisierung. Weder die ODA-Mittel noch die ausländischen Privatsektinvestitionen allein werden je ausreichen – die Länder müssen auch ihre eigenen Einnahmen maximieren.



AXEL VAN TROTSENBURG

ist Senior Managing Director der Weltbank.

press@worldbank.org

IMPRESSUM

E+Z ENTWICKLUNG UND ZUSAMMENARBEIT

Nachhaltige Entwicklung erfordert globales Denken und lokales Handeln.

66. Jg. 2025

Die Zeitschrift erscheint auf Englisch als

D+C Development and Cooperation.

Website: www.dandc.eu

ISSN 2366-7249

Diese Digitale Monatsausgabe wurde am 30.07.2025 fertiggestellt.

E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit wird vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung finanziert und von ENGAGEMENT GLOBAL herausgegeben. Zeitschrift und Website sind nicht als Regierungssprachrohr konzipiert, sondern sollen ein kontroverses Diskussionsforum für Politik, Praxis, Wissenschaft und Zivilgesellschaft auf internationaler Ebene schaffen. D+C Development and Cooperation ist der inhaltsgleiche englischsprachige Zwilling.

Wer sich an der Debatte beteiligen will, ist dazu herzlich eingeladen.

Die Redaktion bittet, keine Beiträge unverlangt einzusenden, sondern Themenvorschläge zu machen. Wir bearbeiten Manuskripte nach journalistischen Kriterien und lassen die Beitragenden die redigierten Texte vor Veröffentlichung freigeben. Entsprechend bitten wir auch unsere Interviewpartner*innen, den redigierten und gestrafften Wortlaut, den wir veröffentlichen, zu autorisieren.

ENGAGEMENT GLOBAL gGmbH

Service für Entwicklungsinitiativen

Friedrich-Ebert-Allee 40

53113 Bonn

Tel.: (02 28) 2 07 17-0; Fax: (02 28) 2 07 17-150

engagement-global.de

BEIRAT:

Selmin Çalışkan, Prof. Dr. Anna-Katharina Hornidge,

Prof. Dr. Katharina Michaelowa, Dr. Susanne Neubert, Bruno Wenn

VERLAG:

Fazit Communication GmbH

Geschäftsführer: Jonas Grashey, Hannes Ludwig

ANSCHRIFT VON VERLAG UND REDAKTION:

Pariser Straße 1, D-60486 Frankfurt am Main

Zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

REDAKTION:

Eva-Maria Verfürth (EMV, Chefredakteurin, inhaltlich verantwortlich),

Dr. Katharina Wilhelm Otieno (KO, Redakteurin), Jörg Döbereiner

(JD, CvD), Maren van Treel (MVT, Social-Media-Redakteurin),

Dagmar Wolf (DW, Assistentin)

Freiberufliche Mitarbeit: Leon Kirschgens (LKI, Kolumne Heutzutage), Roli

Mahajan, Lucknow (RM), Ronald Ssegujja Ssekandi, Kampala (RSS, Kolumne

Heutzutage), Eleonore von Bothmer (Übersetzung)

Tel. (0 69) 75 91-31 10

euz.editor@dandc.eu

Mitteilung gemäß § 5 Absatz 2 Hessisches Gesetz über Freiheit und Recht der Presse: Gesellschafter des Unternehmens ist die FAZIT-Stiftung.

DESIGN:

Lisa Stein, Anabell Krebs

ANZEIGEN, ABONNEMENTS UND VERTRIEB:

Fazit Communication GmbH

c/o Cover Service GmbH & Co. KG

Postfach 1363

D-82034 Deisenhofen

Tel. (0 89) 8 58 53-8 32

Fax (0 89) 8 58 53-6 28 32

fazit-com@cover-services.de

Die vollständige oder auszugsweise Weiterverwendung der in E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit und D+C Development and Cooperation veröffentlichten Textbeiträge in anderen Medien ist mit Angabe der Quelle gestattet, sofern der E+Z/D+C-Redaktion zwei Belegexemplare beziehungsweise die Links zu den jeweiligen Websites zugestellt werden. Diese pauschale Genehmigung gilt nicht für die von uns verwendeten Bilder, Landkarten und sonstige Beiträge, bei denen das Copyright bei der Veröffentlichung separat und ausdrücklich vermerkt wird.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Falle die Meinung von Herausgeber und Redaktion dar.

Die in E+Z-Veröffentlichungen verwendeten Bezeichnungen und Karten bedeuten keine Meinungsäußerung von E+Z hinsichtlich des rechtlichen Status von Ländern, Gebieten oder Regionen, von Grenzziehungen oder behördlichen Zuständigkeiten.

LANDWIRTSCHAFT

Wie Malawi KI nutzt, um kleinbäuerliche Betriebe zu unterstützen

Die neue KI-gestützte App „Ulangizi“ hilft Kleinbäuerinnen und -bauern in Malawi, in ihrer Landessprache schnelle Beratung zu erhalten. So steigern sie ihre Erträge und werden resilienter.

VON BENSON KUNCHEZERA



Wenn Bauern und Bäuerinnen im ländlichen Malawi ungewöhnliche Flecken an ihrem Mais oder ihren Sojabohnen bemerken, ist fachkundige Beratung oft unerreichbar. Doch nun könnte Hilfe nur einen Klick entfernt sein: Um die vielen Kleinbäuerinnen und -bauern zu unterstützen, wurde die mobile und KI-gestützte

Anwendung „Ulangizi“ entwickelt. Sie bietet landwirtschaftliche Beratung in Echtzeit. Bäuerinnen und Bauern können so nicht nur ihre Erträge erhöhen, sondern auch ihr Viehmanagement verbessern und sich nach klimabedingten Katastrophen schneller erholen. Die App ist in Chichewa verfügbar, der am weitesten verbreiteten Sprache Malawis.

Kleinbäuerinnen und -bauern machen mehr als 80% der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte in Malawi aus und spielen eine zentrale Rolle für die nationale Nahrungsmittelproduktion und die Lebensgrundlagen der ländlichen Bevölkerung. Viele von ihnen stehen jedoch vor anhaltenden Herausforderungen wie unzuverlässigen Wetterbedingungen, Schädlingsbefall und eingeschränktem Zugang zu professioneller Beratung. Laut dem International Food Policy Research Institute (IFPRI) erhalten nur etwa 13% der malawischen Landwirt*innen regelmäßig professionelle Agrarberatung – meist wegen Personalmangels und knapper Ressourcen.

„Das Landwirtschaftsministerium stellt zwar weiterhin Beratungsdienste bereit, die App dient aber als wichtige Ergänzung, insbesondere in entlegenen Regionen.“

AUF DIGITALEM WEG ZU EXPERTENWISSEN

Die Ulangizi-App – ihr Name bedeutet so viel wie „Ratschlag“ auf Chichewa – funktioniert über WhatsApp und ermöglicht Nutzer*innen, per Text, Sprachnachricht oder Foto zu interagieren. Sie nutzt dafür KI-Technologien wie ChatGPT, aber auch Malawis offizielles Handbuch für landwirtschaftliche Beratung, um lokal angepasste Empfehlungen zu Schädlingsbekämpfung, Anbaumethoden, Düngung, Bodenpflege und Viehhaltung zu geben. „Bäuerinnen und Bauern können ihre Fragen eintippen, eine Sprachnachricht senden oder ein Foto einer kranken Pflanze oder eines kranken Tieres hochladen“, erklärt Richard Chongo, Landesdirektor der zivilgesellschaftlichen Organisation Opportunity International Malawi. „Die App analysiert dann das Problem und schlägt eine Lösung vor.“

Das Tool wurde von Opportunity International entwickelt, um die Lebensbedingungen in ländlichen Gebieten mithilfe integrativer digitaler Technologien zu verbessern. Das Landwirtschaftsministerium stellt zwar weiterhin Beratungsdienste bereit, die App dient aber als wichtige Ergänzung, insbesondere in entlegenen Regionen. „Die Fachleute der Regierungsberatung können

nicht überall sein“, sagt Chongo. „Die App hilft, mehr Bauern und Bäuerinnen mit praxisnahen Ratschlägen zu erreichen, die auf den landwirtschaftlichen Richtlinien Malawis basieren.“

UNTERSTÜTZUNG FÜR WIEDERAUFBAU UND RESILIENZ

Der Bedarf für ein Tool dieser Art wurde besonders nach dem Zyklon Freddy Anfang 2023 deutlich, der über 500.000 Menschen vertrieb und Tausende Hektar Ackerland zerstörte. Viele Familien verloren nicht nur ihre Ernten, sondern auch ihre wichtigste Einkommensquelle. „Bei der App geht es also nicht nur um landwirtschaftliche Tipps – sie ist ein Werkzeug für mehr Resilienz, das den Menschen helfen kann, wieder Tritt zu fassen und sich auf zukünftige Krisen vorzubereiten“, erklärt Chongo.

Opportunity International Malawi plant, die App weiterzuentwickeln und auf weitere Nutzpflanzen und Sprachen auszuweiten. Für Regionen mit schlechtem Internetzugang sollen Funktionen auch offline verfügbar sein. „Das ist erst der Anfang“, sagt Chongo. „Wir arbeiten auf eine Zukunft hin, in der alle Kleinbäuerinnen und Kleinbauern in Malawi Zugang zu dem Wissen haben, das sie benötigen.“



BENSON KUNCHEZERA

ist freiberuflicher Journalist aus Blantyre, Malawi.

bkunchezera84@gmail.com

RESILIENZ

Psychische Gesundheit in Krisenzeiten



„Gathering of Life“ des simbabwischen Künstlers Kuda. Mehr Infos zum Künstler finden Sie auf Seite 4.

UNSERE SICHT

Raus aus der Tabuzone

In unserer krisengeschüttelten Welt leidet die psychische Gesundheit der Menschen stark. Insbesondere in Ländern mit niedrigen Einkommen fehlt es an professioneller Hilfe, und psychische Probleme werden oft tabuisiert. Das muss sich dringend ändern.

VON MAREN VAN TREEL

Psychische Gesundheit ist genauso wichtig wie körperliche, wenn es um individuelle und gesellschaftliche Entwicklung geht. Umso alarmierender sind Schätzungen der WHO, denen zufolge jeder achte Mensch weltweit mit psychischen Problemen lebt. Am häufigsten sind Angststörungen und Depressionen. Eine aktuelle internationale Studie hat ergeben, dass vermutlich jeder zweite Mensch im Laufe seines Lebens mindestens eine psychische Störung entwickeln wird.

Zu den Risikofaktoren zählen Erfahrungen von Armut, Gewalt und Flucht, aber auch globale Katastrophen wie die Covid-19-Pandemie und der Klimawandel. Menschen können beispielsweise nach extremen Wetterereignissen post-traumatische Belastungsstörungen entwickeln oder Ängste und Depressionen, wenn Ernten immer unberechenbarer werden. Um die psychische Gesundheit weltweit zu verbessern, sind also sichere Lebensbedingungen die Grundlage.

Jene, die bereits leiden, benötigen bessere Unterstützung. Fachkräfte für psychische Gesundheit werden weltweit dringend gebraucht, sind aber sehr unterschiedlich verteilt. Der aktuelle WHO-Atlas zur psychischen Gesundheit aus dem Jahr 2020 weist für Afrika 1,6 Fachkräfte für psychische Gesundheit pro 100.000 Einwohner*innen aus, verglichen mit 44,8 in Europa. Ein extremer Unterschied besteht zwischen Ländern mit niedrigen Einkommen (1,4) und solchen mit hohen (62,2). Selbst bei relativ guter Versorgungslage bleiben Fragen offen: Wer kann sich psychologische Betreuung leisten? Ist sie in der Krankenversicherung enthalten? Wer hat überhaupt eine Krankenversicherung?

PROFESSIONELLE HILFE SUCHEN

Gesellschaftliche Akzeptanz spielt ebenfalls eine große Rolle. Vielerorts sind psychische Probleme weiterhin ein Tabuthema. Dieses Stigma gilt es aufzubrechen: Je weniger sich

Betroffene selbst verurteilen, desto eher suchen sie professionelle Hilfe. Dabei kann mit Blick auf die erwähnten Zahlen auch dieser Gedanke helfen: Sehr wahrscheinlich leiden andere im eigenen Umfeld ebenfalls an psychischen Erkrankungen – auch wenn man es ihnen nicht unbedingt ansieht.

Es ist deshalb entscheidend, psychische Erkrankungen nicht mit Schwäche gleichzusetzen. Sie sind vielmehr menschlich – und Betroffene sollten die nötige Hilfe erhalten.

Die gute Nachricht: Bestimmte Umstände und Eigenschaften, die Resilienz fördern, lassen sich überall auf der Welt finden. Die klinische Psychologin Gladys K. Mwititi hat für E+Z analysiert, wie Jugendliche in Afrika es schaffen, den vielen Widrigkeiten ihres Lebens zu trotzen. Sie nennt etwa die in vielen afrikanischen Gesellschaften traditionell vorhandene Gemeinschaft und gegenseitige Unterstützung, aber auch einen Unternehmergeist, der Selbstwirksamkeit und Motivation stärkt, sowie Spiritualität und Religion, die Kraft geben und Sinn stiften.

Ihre Erkenntnisse können lehrreich sein für moderne Gesellschaften auf der ganzen Welt, die durch Vereinzelung geprägt sind. Einsamkeit ist ein Risikofaktor für psychische Erkrankungen wie Depression und Angststörungen. Offenbar müssen wir neu lernen, was unseren Vorfahren klar war: Gesund sind wir Menschen nur in guter Gesellschaft.



MAREN VAN TREEL

ist die Social-Media-Redakteurin von E+Z.

euz.editor@dandc.eu



Gesprächstherapie in Harare: Psychosoziale Arbeit in Simbabwe ist meist gemeindenah.

FINANZIERUNG DES GESUNDHEITSWESENS

Psychische Gesundheit mehr wertschätzen

Auch weil das simbabwische Gesundheitswesen chronisch unterfinanziert ist, nehmen psychische Erkrankungen zu. Ohne Investitionen wird sich dies langfristig nicht nur auf das Wohlbefinden der Bevölkerung, sondern auch auf die Wirtschaft des Landes auswirken.

VON DERICK MATSENGARWODZI

Ppsychische Erkrankungen wie Depressionen und Angstzustände werden in Simbabwe oft unterschätzt – dabei sind sie mit hohen finanziellen und menschlichen Kosten verbunden. Laut der Weltgesundheitsorganisation (WHO) ist die psychische Gesundheit maßgeblich für die allgemeine Gesundheit und das Wohlbefinden, wird aber oft vernachlässigt und unterfinanziert –

besonders in Ländern mit niedrigen und mittleren Einkommen. Armut, politische Instabilität und schlechter Zugang zur Gesundheitsversorgung verschlimmern vermeidbare psychische Erkrankungen.

Im Jahr 2021 kosteten psychische Erkrankungen die simbabwische Wirtschaft schätzungsweise 163,6 Millionen Dol-

„Durch Investitionen in die psychische Gesundheit könnten schätzungsweise mehr als 11.000 Todesfälle verhindert und in den nächsten 20 Jahren mehr als 500.000 gesunde Lebensjahre hinzugewonnen werden.“

lar – fast 0,6 Prozent des BIP. Weniger als fünf Prozent dieser Summe wurden tatsächlich für die psychische Gesundheitsversorgung ausgegeben. Die übrigen Kosten gehen auf Produktivitätsverluste durch vorzeitigen Tod, Arbeitsunfähigkeit und Fehlzeiten zurück. Durch Investitionen in die psychische Gesundheit könnten schätzungsweise mehr als 11.000 Todesfälle verhindert, in den nächsten 20 Jahren mehr als 500.000 gesunde Lebensjahre gewonnen und in Simbabwe rund 689 Millionen Dollar gespart werden.

„Ohne Forschung zu schlechter psychischer Gesundheit sowie ihren Risiko- und Schutzfaktoren können wir nicht wissen, was die Menschen brauchen“, sagt Tanatswa Chikaura, Gründerin und Direktorin der Ndinewe Foundation, einer Organisation für psychische Gesundheit, die sich auf die Arbeit mit Jugendlichen konzentriert. „Basisorganisationen werden dabei immer wichtiger, weil sie mit Risikogruppen und gefährdeten Gemeinschaften zusammenarbeiten.“

Jesca Tapfumaneyi, Koordinatorin für Gemeindearbeit bei Friendship Bench, einer gemeindebasierten Initiative für psychische Gesundheit, betont, wie wichtig passende Ressourcen sind. „Ohne Prävention, frühzeitige Intervention und Behandlung stehen die Menschen unter permanentem Leidensdruck, was ihre Beziehungen und ihre Fähigkeit, im täglichen Leben zu funktionieren sowie einen Beitrag zu ihren Familien und Gemeinschaften zu leisten, beeinträchtigt“, sagt sie. „Dies führt zu Diskriminierung, Stigmatisierung und verminderter Lebensqualität.“

ES KANN JEDEN TREFFEN

Laut Tapfumaneyi führen hohe Armutsraten, Arbeitslosigkeit, wirtschaftliche Instabilität und Ernährungsunsicherheit bei vielen Menschen in Simbabwe zu erheblichem Stress und Unsicherheit. Dies zieht häufig psychische Erkrankungen wie Drogenabhängigkeit nach sich (siehe Kasten). Geschwächte soziale Sicherheitsnetze und eingeschränkter Zugang zur Gesundheitsversorgung verschärfen das Problem zusätzlich. Bisweilen hat es auch kulturelle Gründe, dass die Menschen keine professionelle Hilfe suchen.

Chikaura hebt hervor, dass jeder psychisch erkranken kann, auch wenn es weitverbreitete kulturelle Vorstellungen darüber gibt, wer davon betroffen ist und wie. „Psychische Erkrankungen unterscheiden nicht, und wir alle müssen uns informieren und Hilfe suchen, unabhängig von Geschlecht, Alter, Hautfarbe oder sonstigen Faktoren“, sagt sie. „Und wie körperliche Gesundheit braucht auch die psychische Gesundheit unterschiedliche Arten von Unterstützung. Sie ist Teil unseres emotionalen, psychologischen und sozialen Wohlbefindens. Wir sollten keine Kompromisse eingehen, wenn es um psychische Gesundheit geht.“

Weil sie zu wenig wissen und die Mittel fehlen, wenden sich viele Menschen jedoch an religiöse Heiler*innen, die wenig Erfahrung haben. „Brauchen Sie psychologische Hilfe? Dann gehen Sie zu einer psychologischen Fachkraft und finden Sie heraus, was Sie benötigen“, rät Chikaura. „Psychische Gesundheit ist ein wichtiger Aspekt unseres Lebens, der sich auf alle Bereiche unseres Alltags auswirken kann.“

Investitionen in die psychische Gesundheit müssen, wie in allen anderen Gesundheitsbereichen, von der Politik ernst genommen und gerecht verteilt werden. Sie helfen Gemeinden auch dabei, bessere Unterstützungsmechanismen zu entwickeln, fügt Chikaura hinzu.

Zudem sollten politische Entscheidungen im Bereich der psychischen Gesundheit in umfassendere Gesundheits- und Entwicklungsstrategien integriert werden. „Für den Umgang mit psychischer Gesundheit braucht es einen vielschichtigen Ansatz, der über die reine Behandlung von Krankheiten hinausgeht“, betont Tapfumaneyi. „Es geht darum, ein Umfeld zu fördern, das psychisches Wohlbefinden unterstützt – durch soziale Beziehungen, eine gesunde Lebensweise und das Vermitteln von Lebenskompetenzen.“



DERICK MATSENGARWODZI

ist freiberuflicher Journalist in Harare, Simbabwe.

derickm01@gmail.com

DROGENMISSBRAUCH

Wie Suchterkrankungen Familien belasten

Wenn Angehörige süchtig sind, leiden auch ihre Familien. In Simbabwe, wo die Gesundheitssysteme überlastet sind und die Folgen psychischer Erkrankungen immer noch unterschätzt werden, erhält niemand ausreichend Hilfe.

VON DERICK MATSENGARWODZI

In Simbabwe leiden etwa 60 % der Menschen, die in psychiatrische Einrichtungen eingewiesen werden, an Erkrankungen im Zusammenhang mit Drogen- und Substanzmissbrauch. Die Verbreitung illegaler Drogen, insbesondere von Methamphetamin (gemeinhin als Crystal Meth bekannt), hat weitreichende psychologische und soziale Folgen – für die Konsument*innen und ihre Familien. Betroffene Familien berichten, dass es ihr körperliches und psychisches Wohlbefinden zunehmend beeinträchtigt, mit den Folgen der Sucht eines geliebten Menschen leben zu müssen.

Es gibt keine offiziellen Drogenstatistiken, aber Fachleute sind sich einig, dass sich die Krise in Simbabwe zuspitzt. Dennoch wurden die psychischen Folgen bisher kaum näher untersucht. Viele Familien leiden somit im Stillen. Einige suchen spirituelle Hilfe, andere versuchen, das Problem mit verzweifelten Maßnahmen zu bewältigen – darunter auch Gewalt.

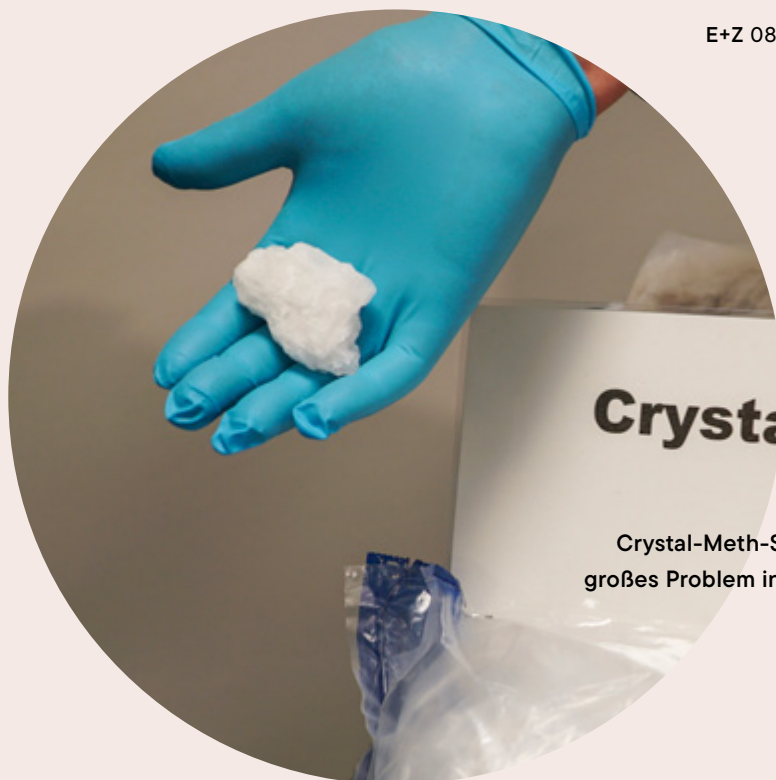
GESELLSCHAFTLICHES STIGMA

Ein solcher Fall ist der 36-jährige Bernard (Name geändert), der seit etwa einem Jahr Crystal Meth konsumiert. Seitdem haben sich seine Beziehungen extrem verschlechtert, er ist gewalttätig und manipulativ geworden. Wurde er beim Stehlen erwischt, zahlte seine Mutter für ihn, um ihn zu schützen – in der steten Hoffnung, er würde irgendwann damit aufhören.

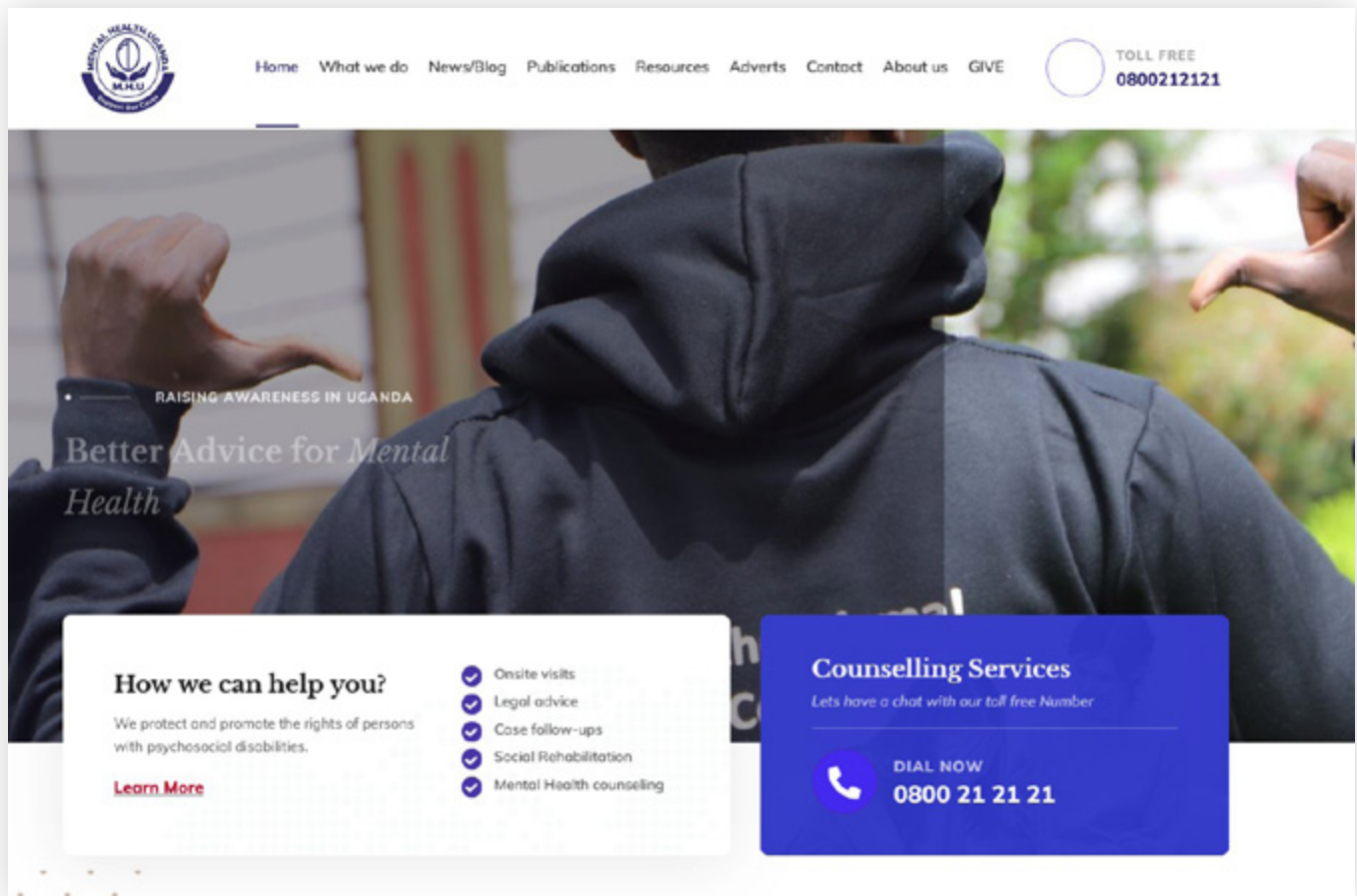
„Als er anfang, Drogen zu nehmen, begann er, kleine Dinge aus dem Haus und aus der Nachbarschaft zu stehlen, um seine Sucht zu finanzieren“, sagt Bernards Mutter Sekai (Name geändert). „Als wir versuchten, ihn vom Haus fernzuhalten, wurde er gewalttätig und drohte, Dinge zu zerstören und uns zu verletzen.“

Als Witwe ohne Zugang zu angemessener Unterstützung versuchte Sekai schließlich, ihren Sohn per Gerichtsbeschluss zu vertreiben – so wie viele andere Eltern auch, die sich in ihrer Verzweiflung an die Justiz wenden. Doch Sekai wurde bei dieser schweren Entscheidung nicht unterstützt, sondern von ihrer Gemeinde stigmatisiert. In der Nachbarschaft wurde behauptet, sie sei schuld an der Sucht ihres Sohnes, sie missbrauche ihn und setze sogar Hexerei für ihre Zwecke ein. „Aber ich konnte nicht anders“, sagt sie. „Er war zu einer Bedrohung für alle geworden. Ich hatte sogar Angst, dass er jemanden angreifen könnte. Kein Elternteil will so etwas tun, aber ich brauchte Frieden und Sicherheit.“

Sekais Geschichte illustriert die Probleme vieler Familien in Simbabwe, die mit der einfachen Verfügbarkeit und dem Missbrauch von Methamphetamin zu kämpfen haben – einer Droge, die weltweit als ernsthafte Gefahr für die öffentliche Gesundheit gilt. In einem Land, in dem das Gesundheitssystem ohnehin stark überlastet ist und psychische Erkrankungen wie Sucht kaum beachtet werden (siehe Haupttext), müssen Familien hilflos mitansehen, wie sich der Zustand ihrer Angehörigen immer weiter verschlechtert. Auch sie werden so zu Opfern.



Crystal-Meth-Sucht ist ein großes Problem in Simbabwe.



Die psychologische Hotline von MHU spricht insbesondere junge Leute in Uganda an.

UGANDA

Psychologische Beratungshotline für junge Menschen

Ugandas Jugend hat aus verschiedenen Gründen große psychische Probleme, doch es gibt kaum professionelle Hilfe. Eines der wenigen verfügbaren Angebote ist eine kostenlose Hotline, und sie wird gut angenommen.

VON RONALD SSEGUJJA SSEKANDI

In Uganda, einem der jüngsten Länder der Welt, geht etwa die Hälfte der Jugendlichen weder einer Arbeit nach noch befindet sie sich in Ausbildung. Die Wirtschaft ist angeschlagen, und die Corona-Pandemie wirkt immer noch im Alltag nach. Für viele junge Menschen sind die Erwartungen seitens der Schule, Familie oder Gesellschaft insgesamt unerträglich geworden. Eine 2023 an Schulen in den Bezirken Wakiso und Gulu durchgeführte Studie ergab, dass eine*r von fünf Schüler*innen schon ernsthaft über Selbstmord nachgedacht hat. Zu den Gründen zählen Mobbing, übermäßiger Social-Media-Konsum, Druck in der Schule und der Zerfall von Familien.

Kulturelle Stigmatisierung bleibt eine der größten Hürden für das psychische Wohlergehen in Uganda. In vielen Familien gilt es als Schwäche, psychische Probleme anzusprechen. Vor allem Jungs bekommen von klein auf zu hören, sie sollen „ein Mann sein“ oder „niemals weinen“. Solche, oft aus guter Absicht wiederholten, Sätze ziehen emotionale Mauern auf, die viele bis ins Jugend- und Erwachsenenalter aufrechterhalten. Geraten sie in eine Krise, haben sie oft keine Worte für ihren Schmerz, keine Übung darin, um Hilfe zu bitten, und keine Unterstützung, um aufgefangen zu werden.

In einer solchen Situation bräuchten die jungen Menschen Unterstützung seitens öffentlicher Stellen – aber psychiatrische Einrichtungen gibt es in Uganda wenige, und oft sind sie weit verstreut. Abgesehen vom Butabika National Referral Mental Hospital und einigen privaten Kliniken in den Zentren größerer Städte wissen die meisten Ugander*innen nicht, wohin sie sich wenden sollen. Bestehende Einrichtungen sind oft nur für Extremfälle vorgesehen, etwa für Menschen, die sichtbar aus der Spur geraten sind. Für Teenager, die im Stillen unter Angstzuständen oder Depressionen leiden, existieren praktisch keine Angebote.

Zwar gibt es inzwischen digitale Lösungen wie die private Online-Therapieplattform Serene Mind, doch diese sind noch recht begrenzt in Umfang und Reichweite. Allerdings zeigen sie, dass junge Menschen zunehmend bereit sind, Hilfe außerhalb der traditionellen Systeme zu suchen.

BEI ANRUF PSYCHOLOGISCHE UNTERSTÜTZUNG

Zu den beliebtesten Diensten gehört die gebührenfreie Hotline der zivilgesellschaftlichen Organisation Mental Health Uganda (MHU). Mitte 2024, als Suizide unter Jugendlichen in Uganda mit wachsender Sorge betrachtet wurden, erweiterte MHU gemeinsam mit der norwegischen Organisation Mental Helse Ungdom ihren Telefondienst. Sie ist derzeit von Montag bis Freitag rund um die Uhr unter der Nummer 0800 212121 erreichbar.

Die Hotline steht Menschen jeden Alters und jeder Herkunft offen, konzentriert sich aber besonders auf 15- bis 35-Jährige. Sie bietet ein automatisiertes, interaktives Sprachdialogsystem in mehreren ugandischen Sprachen. Geschultes Beratungspersonal, darunter auch Mitarbeitende des Butabika National Referral Hospital, leistet vertrauliche psychologische Erste Hilfe und vermittelt weiter.

Direkt nach dem Start der Hotline im Jahr 2021 war der Zuzpruch der Bevölkerung laut Mental Helse Ungdom überwältigend. Seither hat der Dienst mehr als 8000 Menschen psychosozial betreut, wie MHU berichtet. Eine Evaluation im Jahr 2022 ergab, dass 82 % der Anrufenden mit dem Dienst zufrieden waren. In einem Land, in dem mehr als drei Viertel der Bevölkerung in ländlichen Gebieten leben, kann ein einfacher Telefonanruf einen großen Unterschied machen.

„In vielen Familien gilt es
als Schwäche, psychische
Probleme anzusprechen.

Vor allem Jungs bekommen
von klein auf zu hören,
sie sollen ‚ein Mann sein‘
oder ‚niemals weinen‘.“

DAS GEFÜHL, GEHÖRT UND NICHT VERURTEILT ZU WERDEN

Jungen Menschen, die bei der MHU-Helpline anrufen, geht es nicht nur um eine Therapie – sie wollen gehört werden. Timothy Malindi, ein 18-jähriger Student an der Makerere-Universität, der selbst schon bei der Hotline angerufen hat, beschreibt, wie erleichtert er war, endlich jemanden zu finden, der zuhört, ohne zu urteilen: „Reden hat geholfen. Ich fühlte mich gehört und nicht verurteilt.“

Der simple Akt des Zuhörens löst vielleicht nicht jedes Problem, aber er kann einen Heilungsprozess in Gang setzen und Krisen abwenden. Er erinnert die Jugendlichen in Uganda daran, dass ihr Schmerz seine Berechtigung hat und dass sie nicht allein sind.

Dennoch steht die Beratungsstelle vor Herausforderungen. Anrufe nach Geschäftsschluss landen oft auf der Mailbox und werden erst am nächsten Arbeitstag beant-

„Psychische Gesundheit ist kein Luxus, sondern unerlässlich. Je früher wir Maßnahmen ergreifen, desto mehr Leben können wir retten.“

wortet. Einem jungen Menschen in einer Krise können diese Stunden endlos erscheinen. Im Gespräch sind deshalb Wochenenddienste und eine Integration in bestehende soziale Infrastrukturen wie die primäre Gesundheitsversorgung und Schulen.

MEHR FÜR PSYCHISCHE GESUNDHEIT TUN

MHU arbeitet mit dem ugandischen Gesundheitsministerium zusammen und hat an der nationalen Strategie für psychische Gesundheit mitgewirkt. Im Einklang mit einem 2024 von WHO und UNICEF herausgegebenen globalen Leitfaden erwägt Uganda nun integriertere, global empfohlene Verfahren für den Umgang mit psychischer Gesundheit. Dazu gehört die Stärkung des formalen Gesundheitssystems sowie die Zusammenarbeit mit Familien und Schulen, um ein unterstützendes Umfeld für junge Menschen zu schaffen.

Eltern haben hier eine besondere Verantwortung. Sie müssen ihren Kindern zuhören und deren Sorgen ernst nehmen. Junge Menschen stehen vielfältig unter Druck – von Cybermobbing und unrealistischen Erwartungen, die auf Social Media geteilt werden, bis hin zu Stress in der Schule, an der Uni und im Job. Daher brauchen sie zu Hause einen sicheren Raum, in dem sie sprechen können, ohne Angst vor Spott oder Ablehnung.

Auch die Schulen müssen sich weiterentwickeln. Das ugandische Bildungssystem konzentriert sich auf akademische Leistungen, muss aber auch das Wohlbefinden der Schüler*innen stärker berücksichtigen. Lehrkräfte sollten darin geschult werden, Frühwarnzeichen für psychische Probleme zu erkennen und Hilfe anzubieten. Die Schulberatung muss ausgebaut werden, und in den Lehrplänen sollte emotionale Kompetenz eine Rolle spielen, damit die Schüler*innen ihre Gefühle artikulieren und lernen, die Höhen und Tiefen des Lebens zu bewältigen.

Die Ausweitung der MHU-Hotline sendet eine klare Botschaft an Ugandas Institutionen, Familien und Schulen: Psychische Gesundheit ist kein Luxus, sondern unerlässlich. Je früher wir Maßnahmen ergreifen, desto mehr Leben können wir retten.

LINKS

Mental Health Uganda:
mhu.ug

WHO, UNICEF, 2024: Mental health of children and young people. Service guidance.
who.int/publications/i/item/9789240100374

Wenn Sie darüber nachdenken, sich das Leben zu nehmen, sprechen Sie mit Freunden oder Familienangehörigen darüber und suchen Sie sich professionelle Unterstützung. In Deutschland ist beispielsweise die Telefonseelsorge Tag und Nacht erreichbar unter den Nummern 0800 1110111 oder 0800 1110222. Internationale Suizidhotlines finden sich hier:
blog.opencounseling.com/suicide-hotlines



RONALD SSEGUJJA SSEKANDI

ist ein ugandischer Autor und lebt in Kampala.

sekandiron@gmail.com



Gemeinsam zu spielen gehört zu den wichtigsten Bewältigungsstrategien von Jugendlichen in Madagaskar, um die Folgen des Klimawandels auf die psychische Gesundheit abzuschwächen.

KLIMAKRISE

Auswirkungen des Klimawandels auf die psychische Gesundheit von Jugendlichen in Madagaskar

Weltweit wächst das Bewusstsein dafür, dass der Klimawandel das Wohlbefinden von Kindern und Jugendlichen bedroht. Eine erhebliche Lücke klafft jedoch noch, wenn es darum geht, die spezifischen Folgen für die psychische Gesundheit zu verstehen – insbesondere in den am stärksten gefährdeten Ländern mit niedrigen und mittleren Einkommen. Eine Studie zeigt beunruhigende Zahlen zu Angstzuständen und Depressionen bei jungen Menschen.

Das Autorenteam fand heraus, dass der Klimawandel schwerwiegende Folgen für die psychische Gesundheit von Jugendlichen im Süden Madagaskars hat, einer der am stärksten vom Klimawandel betroffenen Regionen der Welt. Die Menschen dort leiden unter Wirbelstürmen, extremer Hitze und langen Dürrezeiten. Dadurch verwandelt sich fruchtbares Land in Wüste, und Wasserquellen versiegen, was Ernährungssicherheit und Wasserversorgung bedroht. Die meisten Menschen in dieser Region betreiben Subsistenzlandwirtschaft oder Viehzucht und sind somit von verändertem Wetter und Klima besonders betroffen.

Um die Folgen des Klimawandels auf die psychische Gesundheit von Jugendlichen zu untersuchen, führten die Forschenden Umfragen durch und leiteten Gruppendiskussionen. Sie sprachen mit 83 Jugendlichen zwischen zehn und 24 Jahren in sechs Dörfern außerhalb der Stadt Ambovombe in der Region Androy. Alle Teilnehmenden waren von mehrdimensionaler Armut betroffen. Weniger als 14 % hatten zu Hause Strom, und niemand lebte in einem Haushalt, in dem es ein Motorrad, ein Auto, einen Lastwagen oder einen Computer gab.

Laut den Forschungsergebnissen sind psychische Probleme unter jungen Leuten weit verbreitet. Überwältigende 82 % der Jugendlichen litten wahrscheinlich unter einer Depression, zwischen 76 % und 87 % wahrscheinlich unter einer generalisierten Angststörung. Die Jugendlichen zeigten sich extrem besorgt über den Klimawandel.

Im Zentrum ihrer psychischen Krisen steht die gravierende Ernährungsunsicherheit. In den vorangegangenen zwölf Monaten hatten 90 % der Jugendlichen erlebt, dass zu Hause das Essen ausging; 95 % gaben an, hungrig gewesen zu sein und dennoch nichts gegessen zu haben; und 69 % hatten einen ganzen Tag lang nichts gegessen.

WIE DER KLIMAWANDEL ZU PSYCHISCHEM STRESS FÜHRT

In Fokusgruppendiskussionen mit 48 Jugendlichen zeichneten sich grob betrachtet drei Arten ab, wie der Klimawandel die Jugendlichen psychisch belastet. Erstens führt der Verlust von Ressourcen im Haushalt zu Angst und Verzweiflung. Zunehmende Hitze, unerbittliche Dürreperioden, verstärkte Winde und Sandstürme haben Lebensmittel- und Wasservorräte dezimiert. Die Jugendlichen benutzten häufig das madagassische Wort „kere“, was so viel bedeutet wie Hunger oder Verhungern. Sie berichteten, gesehen zu haben, wie Menschen verhungern. Familien mussten ihre spärlichen Besitztümer verkaufen, um Essen und Wasser kaufen zu können, und gerieten so in einen Teufelskreis aus Verarmung und Verzweiflung.

„Die Jugendlichen benutzten häufig das madagassische Wort „kere“, was so viel bedeutet wie Hunger oder Verhungern.“

Zweitens verunsichert der Klimawandel die Jugendlichen hinsichtlich ihrer Zukunft stark. Die Tatsache, dass Wetter, Landwirtschaft und Verfügbarkeit von Nahrung unvorhersehbar geworden sind, wirkt sich verheerend auf ihr psychisches Wohlbefinden aus. Sie beschrieben ein überwältigendes Gefühl der Ohnmacht und Hilflosigkeit. „Es gibt nichts, wovon wir sicher ausgehen können“, beklagte einer der jungen Menschen.

Drittens zeigt die Studie, dass grundlegende Quellen der Resilienz – etwa enge Freunde, Familie, religiöser Glaube, Unterstützung durch die Gemeinschaft, Schule und einfache Momente der Freude – oft nicht mehr so bestehen wie früher. Für die Jugendlichen waren dies Bewältigungsmechanismen, um die Folgen des Klimawandels auf ihr Leben abzumildern. Aber einige dieser Resilienzquellen werden durch den Klimawandel beeinträchtigt. Beispielsweise halten Extremwetterereignisse Kinder vom Schulbesuch ab. Zugleich können Jugendliche wegen klimabedingter Armut die Schulgebühren nicht zahlen und werden so ihrer Bildungschancen beraubt. Die wirtschaftliche Not nimmt ihnen auch die Möglichkeiten, Schönes zu erleben. Beispielsweise könnte es ihnen in ihrer Lage helfen, Radio zu hören oder zu Musik zu tanzen – aber die meisten der Jugendlichen besitzen kein Radio. „Wir haben kein Radio, aber wir spielen mit anderen Kindern ... wir spielen oder denken ans Hungern“, sagte ein Mädchen.

DRINGENDER HANDLUNGSBEDARF

Die Studienergebnisse aus dem Süden Madagaskars machen deutlich: Anders als in vielen Ländern mit hohen Einkommen, in denen die Folgen des Klimawandels eher abstrakt erscheinen mögen, sind die Auswirkungen auf die psychische Gesundheit hier untrennbar verbunden mit der konkreten Ernährungsunsicherheit.

Zum Erhalt der psychischen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen haben die Autor*innen mehrere Vorschläge:

- Ernährungs- und Wassersicherheit verbessern, da das Wohlbefinden in jeder Hinsicht auf diesen Grundbedürfnissen basiert.

- Jugendlichen das Wissen und die Fähigkeiten vermitteln, die sie brauchen, um die Landwirtschaft an das sich verändernde Klima anzupassen und so ihr Gefühl von Ohnmacht und Unsicherheit zu mindern.
- Einen kontinuierlichen, sicheren Zugang zu Bildung gewährleisten.
- Aktivitäten ermöglichen, die psychisches Wohlbefinden fördern, wie Musik, Tanz und Kunst.

Die Studie ist relativ klein und ihre Aussagekraft begrenzt. Aber sie zeigt, wie stark Kinder und Jugendliche bereits unter der Klimakrise leiden. Es braucht weitere Studien, um ihnen und anderen besser helfen zu können. Dabei sind konsequenter Klimaschutz und eine wirksame Klimaanpassung besonders wichtig. Wir müssen die globale Erwärmung

bremsen – sonst werden immer mehr junge Menschen Situationen erleben wie die Jugendlichen in Madagaskar.

LINK

Hadfield, K., et al., 2025: "There is no hope; only strong wind": How climate change impacts adolescent mental health in southern Madagascar. The Journal of Climate Change and Health, Volume 23.
[sciencedirect.com/science/article/pii/S2667278225000215](https://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S2667278225000215)



ROLI MAHAJAN

ist eine Journalistin aus Lucknow, Indien.

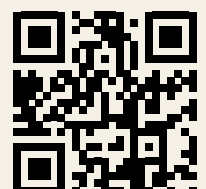
roli.mahajan@gmail.com



E+Z jetzt auch als App!

Mit unserer neuen App haben Sie E+Z immer zur Hand.

Hier geht's zum Download: dandc.eu/de/app



RESILIENZ

Was steckt hinter der legendären Resilienz junger Menschen aus Afrika?

Wenn Reisende aus Afrika zurückkehren, erzählen sie oft, dass vor allem die jungen Menschen trotz der Entbehrungen und der Armut, mit denen sie konfrontiert sind, erstaunlich glücklich wirken. Ist das wirklich so? In ihrem Artikel untersucht die kenianische klinische Psychologin Gladys K. Mwiti Faktoren, die zur Widerstandsfähigkeit der afrikanischen Jugend beitragen, darunter kulturelle Werte, Unternehmergeist, spirituelle Überzeugungen und gemeinschaftliche Bindungen – nicht zuletzt auch jene auf Social Media.

VON GLADYS K. MWITI



Foto: dpa/robertharding/Frank Fell

Stimmt es, dass junge Menschen in Afrika immer ein Lächeln auf dem Gesicht haben? Wandgemälde bei Assuan, Ägypten.

Jude ist der zweitälteste von vier Kindern. Als er acht Jahre alt war, verlor er beide Eltern. Nach heftigen Regenfällen stürzte das Haus in dem Dorf, in dem sie gelebt hatten, ein, und sie mussten in das halbfertige Haus umziehen, das ihre Eltern zu bauen begonnen hatten.

Die 78-jährige Großmutter übernahm die Verantwortung für Jude und seine Geschwister. Als gläubige Christin sorgte sie dafür, dass die Kinder zur Kirche gingen und an Jugendaktivitäten teilnahmen. Die ganze Familie arbeitete hart. Da sie sich keine Hilfe leisten konnten, lernten die Kinder, die kleine Farm der Familie zu bewirtschaften, wenn sie nicht in der Schule waren. Sie bauten Nahrungsmittel an, holten Wasser aus dem Fluss im Tal, sammelten Brennholz und erledigten den gesamten Haushalt. Jude nahm sogar Gelegenheitsjobs im Dorf an. Später meldete er sich an einer fast zehn Kilometer entfernten Tagesschule an, die er jeden Tag zu Fuß besuchte. Seine Großmutter unterstützte ihn mit dem Wenigen, das sie hatte, und hin und wieder half ein wohlthätiger Mensch. Jude lernte fleißig; nach seinem Abschluss konnte er an seiner Schule Jobs übernehmen, zum Beispiel arbeitete er im Wissenschaftslabor mit.

Mit dem bisschen Geld, das er verdiente, gelang es ihm, im Rahmen eines Ferienprogramms eine Lehrerausbildung zu beginnen, die er vor einigen Jahren abschloss. Das Haus seiner Eltern hat er ebenfalls fertiggebaut. Nun baut er sich sein eigenes Haus auf demselben Grundstück; gelegentlich helfen ihm junge Leute aus der Kirche. Leider verstarb seine Großmutter im vergangenen Jahr mit fast 100 Jahren. Jude will bald heiraten.

„Auch wenn die psychische Gesundheit junger afrikanischer Menschen sicherlich komplex und vielschichtig ist, so kann man doch sagen, dass viele von ihnen bemerkenswert achtsam und belastbar sind.“

GRÜNDE FÜR RESILIENZ

Was hat dazu beigetragen, dass Jude so widerstandsfähig ist? Vor allem wurde der junge Mann von seiner Großmutter emotional unterstützt. Er und seine Geschwister arbeiteten eng miteinander und hielten zusammen. Er war nie allein. Seine Großmutter bot ihm ein sicheres Umfeld, in dem er auch über seine Probleme sprechen konnte. Seine Freund*innen und die erweiterte Familie bildeten ein starkes Netzwerk, gemäß dem alten afrikanischen Sprichwort: Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen.

In vielen afrikanischen Kulturen ist es Tradition, die Familienlinie zu erhalten; als einziges männliches Kind spielt Jude für das Erbe seiner Familie eine wichtige Rolle. Er nahm die Verantwortung an, den Familiennamen weiterzuführen – das war für ihn ein sinnstiftender Moment, den er nicht aufgeben konnte. Und schließlich ist da noch die Religion: Als Christ schöpft Jude Kraft aus seinem Glauben an Gott.

Resilienz bezeichnet die Fähigkeit einer Person, sich an Stressfaktoren erfolgreich anzupassen und trotz widriger Umstände ihr psychisches Wohlbefinden zu erhalten. Diese Personen schaffen es, sich von schwierigen Lebensereignissen zu erholen.

Wie Jude sind viele junge Menschen in Afrika mit etlichen existenziellen Herausforderungen konfrontiert – darunter Verlust und Trauer, Armut, Arbeitslosigkeit, politische Instabilität und mangelnder Zugang zu hochwertiger Bildung und Gesundheitsversorgung. Andere sind von Klimawandel, Konflikten und Diskriminierung betroffen. Doch auch wenn die psychische Gesundheit junger Afrikaner*innen sicherlich komplex und vielschichtig ist, so lässt sich doch festhalten, dass viele von ihnen bemerkenswert achtsam und belastbar sind.

SOZIOKULTURELLER KONTEXT: UBUNTU

Der soziokulturelle Kontext beeinflusst die psychische Gesundheit und Resilienz afrikanischer Jugendlicher enorm. Viele afrikanische Gesellschaften legen großen Wert auf Gemeinschaft und gegenseitige Unterstützung und schaffen so ein Sicherheitsnetz für junge Menschen. Ältere Generationen lassen die Jüngeren nicht im Stich. Es kommt selten vor, dass Jugendliche mit 18 Jahren schon in die Welt hinausgeschickt werden, um für sich selbst zu sorgen.

Familienfeiern wie Hochzeiten, Beerdigungen und Übergangsriten machen jungen Menschen bewusst, dass sie das Erbe ihrer Eltern – ob noch am Leben oder schon verstorben – und ihrer Familien fortführen. Diese Gemeinschaftsereignisse stärken Familienstrukturen und verbessern soziale Bindungen, wodurch ein Gefühl der Zugehörigkeit und Unterstützung entsteht. Das kann helfen, Gefühle wie Einsamkeit und Angst zu lindern. Die Kulturwissenschaften sehen gemeinschaftliche Aktivitäten, traditionelle Zeremonien sowie Rituale nicht nur als Erfahrungen, die den sozialen Zusammenhalt stärken, sondern auch als Gelegenheiten, Emotionen auszudrücken und diejenigen zu stärken, die es schwer haben.

Kulturelle Werte wie Stärke, Ausdauer und Anpassungsfähigkeit, die Resilienz bei jungen Menschen fördern, werden so betont. Afrikanist*innen heben den „Umntu“- oder „Ubuntu“-Gedanken hervor: Mitgefühl und Verbundenheit,

die durch gemeinsame Erfahrungen verstärkt werden, zählen mehr als Individualismus. Einzelne werden dazu ermutigt, Gemeinschaft zu suchen und sich gegenseitig zu unterstützen – nicht nur in schwierigen Zeiten. Das stärkt die kollektive Widerstandsfähigkeit.

UNTERNEHMERGEIST

Allerdings können sich auch in Afrika nicht alle auf die typischen gemeinschaftlichen Netzwerke und deren Unterstützung verlassen. Moses ist Über-Fahrer und das älteste Kind in seiner Familie. Als er 16 Jahre alt war, starben seine beiden Eltern an Covid-19. Moses hat zwei jüngere Brüder. Er hatte keine traditionelle Großfamilie, die ihn unterstützte, denn seine Eltern waren in jungen Jahren in die Stadt gezogen und hatten in einem Slum gelebt, weit weg vom Sozialgefüge des Dorflebens.

Als Moses die Verantwortung für seine Geschwister übernehmen musste, ging er von der Schule ab und begann, auf einer Baustelle zu arbeiten. Er schleppte Steine und mischte Beton. Der Bauunternehmer sah, wie hart und engagiert er arbeitete, und machte ihn zum Geschäftsführer eines kleinen Baumarkts, der ihm gehörte. Mit seinem Verdienst finanzierte Moses die Ausbildung seiner Geschwister. Er nahm zudem Fahrstunden, machte seinen Führerschein und schaffte es, genug Geld zu sparen, um eine Anzahlung auf sein erstes Auto zu leisten. Heute ist er ein erfolgreicher Über-Fahrer, hat ein Auto abbezahlt und besitzt ein zweites auf Kredit. Er plant, seinen Fuhrpark zu erweitern. Von seinen Brüdern hat der Mittlere das College abgeschlossen und arbeitet; der Jüngste studiert noch. Moses ist gläubiger Christ, verheiratet und hat ein Kind.

Moses steht für viele andere junge Menschen in Afrika, die trotz der großen wirtschaftlichen Herausforderungen des Kontinents unternehmerisch agieren und so ihren geistigen Fokus schärfen und ihre Resilienz erhöhen. In Kenia wird harte Arbeit trotz widriger Umstände „Hustling“ genannt und als Lebensstil verstanden. So gesehen ermöglichen informelle Wirtschaft und Unternehmertum es jungen Menschen, ihre wirtschaftliche Zukunft selbst in die Hand zu nehmen. Das stärkt ihr Gefühl der Selbstwirksamkeit und ihre Motivation – und macht sie zudem stolz. Studien deuten darauf hin, dass es für die psychische Gesundheit förderlich sein kann, unternehmerisch zu handeln, da dies das Gefühl vermitteln kann, etwas Sinnvolles zu tun und Ziele zu erreichen.

SPIRITUALITÄT

Spiritualität ist in Afrika über alle Generationen hinweg tief verwurzelt. Viele junge Menschen üben spirituelle Praktiken aus, zum Beispiel beten sie. Das gibt ihnen Trost und das Gefühl von Kontrolle über ihre Lebensumstände. Viele

Studien bringen Spiritualität und Religion mit Resilienz in Verbindung, da sie Hoffnung und Sinn stiften können – und einen Rahmen dafür bieten, die Herausforderungen des Lebens zu bewältigen.

DIE ROLLE VON SOCIAL MEDIA

Moderne Technologien und Social Media beeinflussen die psychische Gesundheit der afrikanischen Jugend stark. Auch wenn die Sorge über negative Aspekte wie Cybermobbing berechtigt ist, bietet Social Media im afrikanischen Kontext eine weitere Plattform, um sich zu vernetzen, Informationen auszutauschen und die mentale Gesundheit zu stärken. Social Media erleichtert es, sich zu vernetzen und Unterstützungssysteme zu schaffen, was die Ubuntu-Lebensweise erweitert und in die Online-Welt überführt.

Online-Gemeinschaften wie WhatsApp-Gruppen können Einzelne unterstützen, indem sie einen Raum bieten, um Erfahrungen und Bewältigungsstrategien auszutauschen – und um ein Gemeinschaftsgefühl auch über große Distanzen hinweg aufrechtzuerhalten. Junge Menschen in Afrika nutzen Social Media oft anders, als es einige aus ihrer Altersgruppe im Westen tun: nicht als Medium zum Vergleich und um Hass und Hetze zu verbreiten, sondern mit Fokus auf den „sozialen“ Aspekt. Das wurde erneut während der letzten, von Jugendlichen angeführten Proteste in Kenia deutlich, die sich auf Social-Media-Plattformen organisierten.

All diese Aspekte anzuerkennen und zu fördern, ist immens wichtig, um das mentale Wohlbefinden junger Menschen auf dem gesamten Kontinent zu verbessern. Letztlich wird das den Weg für eine bessere Zukunft ebnen – für das Individuum wie für die Gemeinschaft.



GLADYS K. MWITI

ist klinische Psychologin und Gründerin von Oasis Africa Wellness in Nairobi.

glmwiti@oasisafrica.co.ke



Foto: dpa/Middle East Images/Konstantin Novakovic

Auch bei den Aurat-Märschen (Frauenmärschen) am Internationalen Frauentag werden Scheidungen immer wieder thematisiert.

MENTALE GESUNDHEIT VON FRAUEN

Das Stigma der Scheidung

Scheidungen sind in Pakistan noch immer ein Tabuthema. Geschiedene Frauen werden ausgegrenzt – unabhängig davon, ob sie es waren, die die Scheidung eingereicht haben. Soziale Ächtung treibt viele in Depressionen, Einsamkeit und sogar in den Suizid. Scheidungen müssen enttabuisiert werden, und Betroffene brauchen mehr psychologische Unterstützung.

VON MAHWISH QAYYUM

Kaum ein Bereich wird in der öffentlichen Gesundheitsversorgung so vernachlässigt wie mentale Gesundheit. Laut der Weltgesundheitsorganisation (WHO) leben weltweit rund eine Milliarde Menschen mit einer psychischen Erkrankung – dennoch

mangelt es in vielen Regionen an angemessenen Behandlungsangeboten.

Pakistan hat eine der höchsten Raten psychischer Erkrankungen weltweit. Schätzungen der WHO zufolge benötigen

rund 24 Millionen Menschen in Pakistan psychologische Betreuung – ein Zehntel der Bevölkerung. Laut einer Analyse von 2023 sind Depressionen und Angststörungen die beiden häufigsten Erkrankungen, und Frauen sind grundsätzlich stärker von psychischen Krankheiten betroffen.

Eine der Ursachen für psychische Probleme bei Frauen sind Scheidungen – allerdings weniger die Trennung selbst, sondern das damit verbundene Stigma. In Pakistan werden Scheidungen immer noch tabuisiert. Die hohen Raten von Suiziden und Suizidversuchen verdeutlichen, wie stark sich das auch auf die körperliche Gesundheit auswirkt.

Da ist zum Beispiel die 28-jährige Fareeha, die versucht hat, sich das Leben zu nehmen, als ihr Mann sich nach nur 13 Monaten Ehe scheiden ließ. „Anfangs war ich erleichtert, die gewalttätige Beziehung los zu sein. Doch mit der Zeit habe ich gemerkt, dass das Ende der Ehe nicht das Ende meines Leidens war“, berichtet sie. Ihre Familie, insbesondere ihre Brüder und Schwägerinnen, gaben ihr die Schuld an der Scheidung. Ständige Kritik, Hohn und Verachtung führten dazu, dass sie Depressionen und Trichotillomanie entwickelte – eine Impulskontrollstörung, bei der sich Betroffene zwanghaft Haare ausreißen. „Die Scheidung löste Gefühle von Schuld, Angst, Einsamkeit, Scham, Traurigkeit und Minderwertigkeit in mir aus“, sagt sie. Schließlich nahm sie ein Insektizid ein, um sich umzubringen. Sie überlebte, weil Familienmitglieder sie rechtzeitig ins Krankenhaus brachten.

Aneelas Mann ließ sich 2019 von ihr scheiden, woraufhin die 39-jährige Pakistanerin Depressionen entwickelte. Chronische Angstzustände führten zu Panikattacken. Wie Fareeha litt auch Aneela bereits in der Ehe, weil ihr Mann sie misshandelte. Doch eine Scheidung war für sie unvorstellbar. „Frauen, die sich scheiden lassen wollen, werden von ihren Männern und Schwiegereltern getötet, weil sie Schande über die Familie bringen. Also habe ich die Gewalt ertragen“, erzählt sie.

EIN NEUES KAPITEL

Qazi Shahbaz Mohyuddin, Psychiater in Peschawar, sagt: „Frauen werden oft davon abgehalten, über ihre Scheidung zu sprechen, weil allein das schon als Sünde in unserer Gesellschaft gilt.“ Patientinnen, die eine Scheidung hinter sich haben, leiden häufig unter Schamgefühlen, geringem Selbstwert, Selbstvorwürfen und entwickeln Vertrauensprobleme. Diese Gefühle führen dann zu allen möglichen gesundheitlichen Problemen. Sie reichen von Angstzuständen, Depressionen, Migräne, Stress, Schlaflosigkeit, Bluthochdruck, Magen-Darm- und Nervenproblemen bis hin zu Impulskontrollstörungen, Selbstmordgedanken, Panikattacken und Drogenmissbrauch. Dazu wirkt sich eine Scheidung ne-

gativ auf das Sozialleben der Frauen aus und treibt sie in die Einsamkeit, fügt Mohyuddin hinzu. In seiner Therapie arbeitet er mit Frauen daran, „die Scheidung nicht als das Ende des Lebens, sondern als ein neues Kapitel zu sehen“.

Mohyuddins Berufsgruppe ist in Pakistan jedoch rar. Laut WHO kommt nur ein*e Psychiater*in auf etwa 526 000 Menschen – eine der niedrigsten Quoten weltweit.

Nur wenige Initiativen versuchen, diese Versorgungslücke zu schließen. Eine davon ist die Taskeen Health Initiative. Auch Sarah Hatim, klinische Koordinatorin der gemeinnützigen Organisation, sagt, dass Frauen nach Scheidungen marginalisiert und ausgegrenzt werden. Ihre Organisation bietet deshalb kostenlose Telefonberatung für Menschen aller Altersgruppen und Hintergründe an. Mit dem Programm „Stories of Hope“, in dem betroffene Frauen und andere Menschen mit psychischen Erkrankungen ihre Geschichten erzählen, will die Initiative Gemeinschaften sensibilisieren und diskrete Selbsthilfemöglichkeiten anbieten.

Pakistan braucht dringend mehr professionelle psychiatrische Versorgung und Initiativen, die dazu beitragen, Stigmata und Tabus abzubauen. Nur so bekommen benachteiligte Frauen eine echte Chance, ein neues Kapitel in ihrem Leben zu beginnen.

Wenn Sie darüber nachdenken, sich das Leben zu nehmen, sprechen Sie mit Freunden oder Familienangehörigen darüber und suchen Sie sich professionelle Unterstützung. In Deutschland ist beispielsweise die Telefonseelsorge Tag und Nacht erreichbar unter den Nummern 0800 1110111 oder 0800 1110222. Internationale Suizidhotlines finden sich hier: blog.opencounseling.com/suicide-hotlines



MAHWISH QAYYUM

ist freie Journalistin aus Pakistan.

euz.editor@dandc.eu

STÄRKUNG VON FRAUEN

Unterstützung traumatisierter Frauen und Mädchen im Irak

Viele Menschen in der konfliktgeprägten kurdischen Region des Irak leiden unter Traumata. Die zivilgesellschaftliche Organisation medica mondiale arbeitet mit Frauen und Mädchen, die von sexualisierter Gewalt betroffen sind.

VON HANEEN MASOUD



Foto: dpa/Middle East Images/Younes Mohammad

Frauen im Kampf gegen die Terrormiliz IS im Irak 2014: Der Konflikt hat sowohl körperliche als auch seelische Wunden hinterlassen.

Gewalttätige Konflikte zerstören nicht nur Infrastruktur, sondern hinterlassen auch verletzte Herzen und Körper, gezeichnet von sichtbaren und unsichtbaren Narben. Traumata gehen einher mit schmerzhaften Emotionen, etwa Scham, Schuldgefühlen, Selbstvorwürfen, Hilflosigkeit und Ohnmacht. Sie wirken sich auch negativ auf die Art und Weise aus, wie Menschen denken, fühlen und mit anderen umgehen.

Die kurdische Region im Nordosten des Irak hat zahlreiche Konflikte erlebt, von der genozidalen Politik des Regimes von Saddam Hussein Ende der 1980er-Jahre bis zur Invasion durch die Terrororganisation IS 2014. Jedes dieser Ereignisse hat tiefe Traumata in der Bevölkerung hinterlassen.

Bei der Frauenrechtsorganisation medica mondiale wissen wir, dass Überlebende ihr Trauma überwinden können,

wenn sie in einem empathischen, unterstützenden und vorurteilsfreien Umfeld die Hilfe erhalten, die sie brauchen. Seit 2015 arbeiten wir in der kurdischen Region des Irak und unterstützen Frauen und Mädchen, die Schreckliches erlebt haben, beispielsweise sexualisierte Gewalt. In Zusammenarbeit mit Partnerorganisationen schaffen wir Räume, in denen diese Frauen und Mädchen ihre Stärken wiederentdecken und einander sowie auch andere unterstützen können.

STRESS- UND TRAUMASENSIBLER ANSATZ

Unsere Arbeit basiert auf unserem „stress- und traumasensiblen Ansatz“ (STA). Dieser bietet Frauen und Mädchen, die von sexualisierter Gewalt betroffen sind, einen niedrigschwelligen Zugang zu Unterstützung, unter anderem durch Einzel- und Gruppenberatung. Der Ansatz hilft dabei, eine stress- und traumasensible Perspektive auf verschiedenen Angebotsebenen zu etablieren, etwa im Gesundheitswesen und in der Sozialarbeit. Er ist so konzipiert, dass er auch in Umgebungen mit geringen Ressourcen funktioniert, und wurde in Zusammenarbeit mit den Partnerorganisationen von medica mondiale im Kosovo, in Bosnien und Herzegowina, in Afghanistan und in Liberia entwickelt. Der Ansatz wird in Schulungen vermittelt und kontinuierlich an die fachlichen und regionalen Bedürfnisse angepasst und weiterentwickelt.

Der STA sensibilisiert unser Personal und andere Mitwirkende, damit sie angemessen auf traumatisierte Frauen reagieren können. Diese stress- und traumasensible Perspektive fördert Empathie und Verständnis. Wir sind uns der tiefgreifenden Auswirkungen von Traumata durch sexualisierte Gewalt bewusst und wissen, dass sie Gefühle der Unsicherheit, Entfremdung, Ohnmacht und Isolation hervorrufen. Indem wir Sicherheit, Vertrauen, Verbundenheit und Solidarität priorisieren, bestärken wir Frauen und Mädchen auch darin, für ihre Rechte einzustehen.

DEN UNTERSTÜTZER*INNEN HELFEN

Der STA sorgt auch dafür, dass diejenigen, die gewaltbetroffene Menschen unterstützen, ihrerseits stabil bleiben. Dies ist von entscheidender Bedeutung, da Mitarbeitende und Psycholog*innen oft mit Gräueltaten konfrontiert sind, wenn sie Überlebenden dabei helfen, ihre Erfahrungen zu verarbeiten. In der kurdischen Region des Irak sind viele Helfende selbst Überlebende eines Traumas. Die Arbeit mit anderen von Gewalt betroffenen Personen kann ihre eigenen Erfahrungen wachrufen und zu emotionaler Belastung führen, etwa in Form von Mitgefühlsmüdigkeit (Compassion Fatigue), Burnout und sekundärer Traumatisierung. Sekundäre Traumatisierung bezeichnet eine emotionale Notlage, die Menschen erleben können, die andere unterstützen, wobei die physischen und psychischen Sym-

ptome denen ähneln, die bei Überlebenden eines primären Traumas beobachtet werden.

Die Unterstützung von Fachkräften und Aktivist*innen ist unerlässlich – nicht nur für ihr eigenes Wohlbefinden, sondern auch, damit sie weiterhin anderen helfen können und zugleich sich selbst sowie ihre eigenen Grenzen und Bedürfnisse im Blick behalten. Aus diesem Grund konzentriert sich die Arbeit von medica mondiale in der Region auf die Förderung von Selbstfürsorge und Mitarbeitendenfürsorge bei Kooperationspartnern. Genauso wie man aus einer leeren Tasse nichts ausgießen kann, können wir nicht gut für andere da sein, wenn wir nicht für uns selbst sorgen.

Der STA geht jedoch über individuelle Unterstützung hinaus. Eine der Kernaufgaben von medica mondiale ist es, die Ursachen sexualisierter Gewalt zu bekämpfen. Wir setzen uns damit auseinander, wie patriarchale Strukturen Gesellschaften prägen, wie Ungleichheit normalisiert wird, wie Überlebende zum Schweigen gebracht werden und wie Gewalt fortbesteht. Wir konzentrieren uns darauf, dafür zu sensibilisieren, das Schweigen zu brechen und Systeme in Frage zu stellen, die Gewalt ermöglichen. Die Erkenntnis, dass Gewalt Familien, Gemeinschaften und ganze Gesellschaften zerstört, ist der Schlüssel dazu, ein heilsames Umfeld zu fördern und weiteren Schaden abzuwenden – im Irak und weltweit.

LINK

medica mondiale, STA – stress- und traumasensibler Ansatz: medicamondiale.org/gewalt-gegen-frauen/trauma-und-traumabewaeltigung/trauma-arbeit-stress-und-traumasensibler-ansatz



HANEEN MASOUD

ist Therapeutin und Trauma-Expertin mit einem Fokus auf psychische Gesundheit und geschlechtsspezifische Gewalt. Sie arbeitet mit medica mondiale in der kurdischen Region des Irak zusammen.

presse@medicamondiale.org

GLAUBE UND PSYCHISCHE GESUNDHEIT

Wie glaubensgestützte Organisationen mentale Gesundheit fördern

Kirchen und andere glaubensbasierte Organisationen kümmern sich im globalen Entwicklungskontext um Menschen mit psychischen Erkrankungen und leisten Präventionsarbeit – häufig auch dort, wo staatliche oder private Angebote fehlen. Allerdings stehen auch sie bei der therapeutischen und psychosozialen Arbeit zunehmend unter Druck.

VON SABINE SCHWIRNER

Gemeinschaft, Seelsorge, Sinn: Kirchen und glaubensgestützte Organisationen haben Einfluss auf die psychische Gesundheit der Menschen.



Foto: dpa/Anadolu/Gerald Anderson

Religiosität und Glauben können die psychische Gesundheit und das psychosoziale Wohlbefinden beeinflussen, sowohl positiv als auch negativ. Internationale Programme der humanitären Hilfe und der Entwicklungszusammenarbeit berücksichtigen dieses Potenzial allerdings erst seit rund zehn Jahren in stärkerem

Maße. Dass dies so spät geschieht, verwundert – schließlich gehören mehr als 80 % der Weltbevölkerung einer Religion an.

„Religionsgemeinschaften und glaubensbasierte Organisationen sind in einer einzigartigen Position, um Menschen,

„Dass viele Menschen Spiritualität und Glauben einen hohen Stellenwert in ihrem persönlichen Leben einräumen, ist nur eine von mehreren Dimensionen, die es im Entwicklungskontext zu berücksichtigen gilt.“

die von Konflikten und Katastrophen betroffen sind, spirituelle Hilfe zu leisten“, heißt es in der Charta für glaubensgestützte humanitäre Maßnahmen (Charter for Faith-Based Humanitarian Action). Sie wurde 2016 auf dem World Humanitarian Summit in Istanbul verabschiedet und bedeutete einen Paradigmenwechsel in der Entwicklungszusammenarbeit des Globalen Nordens. Bis in die 2000er-Jahre hinein dominierte ein säkularer Ansatz: Religion galt als private Angelegenheit, und entwicklungspolitisches Handeln sollte neutral, rational und wissenschaftlich fundiert sein. Es bestand die Angst, glaubensgestützte Akteure könnten missionarische und konfessionelle Interessen in die Zusammenarbeit einbringen.

Auch das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) erkannte 2016 in einem Papier an, dass Religion eine wichtige Quelle für Werte sei und Orientierung im Hinblick auf ethische und rechtliche Normen biete. Sie könne die Widerstandsfähigkeit Einzelner und ganzer Gesellschaften stärken, weil sie Erklärungen und Rituale biete, die den Menschen helfen, mit Verlust, Leid, Versagen und Katastrophen umzugehen, so das BMZ. Lokale religiöse Akteure haben seitdem in Programmen internationaler Hilfsorganisationen an Bedeutung gewonnen. Ihre lokalen Kapazitäten und Perspektiven fließen in die Programmplanung ein.

Dass viele Menschen Spiritualität und Glauben einen hohen Stellenwert in ihrem persönlichen Leben einräumen, ist nur eine von mehreren Dimensionen, die es im Entwicklungskontext zu berücksichtigen gilt. Eine weitere wichtige Dimension ist die Bedeutung lokaler Religionsgemeinschaften und die Rolle religiöser Führungspersonen. Zudem darf auch die institutionelle Ebene nicht außer Acht bleiben, da Kirchen und glaubensgestützte Organisationen gegenüber säkularen Organisationen einige Besonderheiten aufweisen können, die die Ausgestaltung internationaler Entwicklungsprogramme (mit-)prägen.

Glaubensgestützte Organisationen bilden ein diverses Feld unterschiedlichster Organisationsformen und religiö-

ser Zugehörigkeiten. Im Bereich der christlichen Kirchen zählen dazu international agierende Kirchenverbünde ebenso wie zivilgesellschaftliche Organisationen, die personell oder ideell mit einer Kirche in Verbindung stehen, bis hin zu kleinen lokalen Kirchengemeinden auf dem Land. Sie alle eröffnen für die internationale Entwicklungszusammenarbeit verschiedene Potenziale, wie ein Blick auf konkrete Beispiele zeigt.

DIE ROLLE VON KIRCHEN IN INFRASTRUKTURSCHWACHEN REGIONEN

In einigen afrikanischen Ländern reicht das psychologische Angebot staatlicher und privater Träger bei Weitem nicht aus. Kirchliche Institutionen sind dann oft die erste Anlaufstelle seelsorgerischer Begleitung und genießen großes Vertrauen – wie zum Beispiel das Nkhoma Mission Hospital in der Nähe der malawischen Hauptstadt Lilongwe. Gemeinsam mit lokalen Kirchengemeinden will es in einem mehrjährigen Pilotprojekt mit der Bevölkerung ins Gespräch kommen über psychische Krankheiten und das gesellschaftlich sensible Thema Suizid. Die Mitarbeitenden nehmen Bezug auf religiöse Spiritualität und traditionelle Werte, um Suizid zu entstigmatisieren und den Menschen dabei zu helfen, ihn nicht mehr als spirituellen Mangel zu verstehen.

Zusammen mit seinem langjährigen Partner, dem Deutschen Institut für Ärztliche Mission e. V. (Difäm), bildet das Hospital Pastor*innen aus, um das Wissen zu psychischen Krankheiten und zum Thema Suizid in die Gemeinden zu tragen. Das langfristige Ziel ist ein grundlegender Bewusstseinswandel: Psychotherapie soll künftig als Stärke verstanden werden, und Bedürftige sollen in die Lage versetzt werden, Hilfe zu suchen.

Zahlreiche Staaten schränken zivilgesellschaftliche Arbeit zunehmend ein, um kritische Stimmen verstummen zu lassen. Kirchen und glaubensgestützten Organisationen bleiben diese schwindenden Räume oft länger eröffnet als manch säkulare Organisationen. Beispiele dafür gibt es auch in Europa, ob unter dem diktatorischen Regime in Be-

larus oder in der Arbeit mit Geflüchteten in Griechenland, Ungarn oder Polen. Von Gesetzgebungen, die Organisationen extra besteuern oder kostspielige Registrierungen vorsehen, sind kirchliche Träger zunächst oft ausgenommen. Versiegen staatliche Zuschüsse, verfügen Kirchen und glaubensbasierte Organisationen noch über kirchliche Mittel wie Kollekten, um arbeiten und sich unabhängig kritisch äußern zu können.

Ein Beispiel ist hier die Kritik an der zunehmend restriktiven europäischen Asylpolitik. Kirchen und ihre Organisationen wie die Naomi-Werkstatt für Flüchtlinge in Griechenland, der AIDRom-Dachverband der Kirchen in Rumänien oder der Polnische Ökumenische Rat schafften es immer wieder, sich als progressive Stimmen öffentlich Gehör zu verschaffen. Theologisch begründet fordern sie glaubwürdig das „Willkommenheißen der Fremden“ ein. Sie machten dabei immer wieder auf die schlechte psychische Verfassung von Geflüchteten aufmerksam und auch auf deren besondere Belastung durch immer gefährlichere Fluchtrouten sowie die Aufnahmebedingungen in den Zielländern.

Die psychosoziale Arbeit der Kirchen ist nicht auf die therapeutische Begleitung einer Person durch psychologisches Fachpersonal beschränkt. Gemeinschaft und ein strukturierter, stabiler Alltag sind ebenfalls wichtig. In diesem Sinne erhalten Betroffene auch Hilfe bei der Suche nach einer Wohnung, einem funktionierenden Umfeld, nachbarschaftlichen Beziehungen oder einem ökonomischen Auskommen.

Einen sehr hohen Bedarf gibt es dafür im Kontext des Nahostkonflikts mit seinen hohen Verlusten, Fluchtbewegungen und Diskriminierung. Die Young Men's Christian Association (YMCA) in Ostjerusalem hilft kriegsversehrten palästinensischen Jugendlichen mit körperlichen Beeinträchtigungen, indem sie ihnen eine Kombination aus therapeutischem Gespräch und beruflicher Ausbildung anbietet. Das Angebot verbindet somit die Hoffnung auf ein besseres Leben mit einem Gefühl von Sicherheit.

„Kirchliche Institutionen sind oft die erste Anlaufstelle seelsorgerischer Begleitung und genießen großes Vertrauen.“

STEIGENDER DRUCK DURCH STANDARDISIERUNG UND EFFIZIENZANSPRÜCHE

Im globalen Entwicklungskontext bieten Kirchen und glaubensgestützte Organisationen aus spiritueller und institutioneller Perspektive also ein hohes Potenzial: Sie füllen Leerstellen, wo staatliche oder private Dienstleistungsangebote fehlen; sie sind sowohl in der Behandlung psychischer Belastungen und Erkrankungen als auch in ihrer Prävention auf verschiedensten Ebenen sehr aktiv; und sie haben oft eine wichtige politische Stimme. In der therapeutischen und psychosozialen Arbeit stehen sie aber unter zunehmendem Druck, ähnlich wie säkulare Organisationen. Standardisierte Ansätze und Effizienzdenken funktionieren nicht überall gleichermaßen. Zwar können die Organisationen durch spirituelle Ansätze gewisse Alternativen und Freiräume bieten, doch Fördervoraussetzungen internationaler Geber, Wirkungslogik und Zielerfüllungsindikatoren setzen diesen Freiräumen technische Grenzen.

Wir von Brot für die Welt, dem protestantischen Entwicklungsdienst, bieten Projektverantwortlichen in unserem Berliner Büro Orientierung für ein besseres Verständnis der Projektbegleitung in den Regionen an: Die 2024 erstellte Handreichung „Psychosoziale Perspektiven und Traumasensibilität“ soll ihnen helfen, psychosoziale Aspekte ihrer Arbeit genauer wahrzunehmen und dadurch angemessener bearbeiten zu können. Ziel ist Projektarbeit mit einem traumasensiblen Blick: Werden Menschen dabei unterstützt, sich optimal zu regenerieren und Traumata zu bewältigen? Ermöglichen wir ihnen Sicherheit und Kontrolle? Fördern wir ihr Empowerment und ihre Selbstfürsorge? Wie können wir psychosoziale Dimensionen im Projektzyklus berücksichtigen, von der Antragstellung über die Budgetplanung bis hin zu Projektbesuchen und Evaluierung? Und wie lässt sich in den Projekten dem potenziellen Machtgefälle begegnen, zwischen denen, die Hilfe geben, und denen, die sie empfangen?

Die Beantwortung dieser Fragen hilft uns, Menschen mit psychischen Problemen noch besser unterstützen zu können und die Förderung psychischer Gesundheit als einen integralen Bestandteil in der internationalen Programmarbeit zu etablieren.



SABINE SCHWIRNER

arbeitet bei Brot für die Welt und ist Mitglied der Fachgruppe Psychosoziale Arbeit und mentale Gesundheit.

sabine.schwirner@brot-fuer-die-welt.de